Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER VON SAMMLUNG

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel »Erste Hilfe« ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.



Zu der Erzählung „Die Flucht des Grafen Lavalette"
von Henriette v. Meerheimb. (S. 12)
Originalzeichnung von Hans Röhm.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Dreizehnter Band





Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Flucht des Grafen Lavalette
Historische Erzählung von Henriette v. Meerheimb. Mit Bildern von Hans Röhm (Fortsetzung und Schluß) 5

Bauernstolz
Erzählung von Elisabeth Dagmar-Gotthelf . 49

Allerlei über Wurst und Riesenwürste
Von Silvester Frey. Mit 5 Bildern . . . 88

Die Kurbelwelle
Marineskizze von Alfred Manns 105

Der schönste Hafen der Welt
Von Reinhold Ortmann. Mit 8 Bildern . . 120

'leicht hat s' der Teufel g'holt...
Eine boshafte Geschichte von Robert Mayer . 133

Goldmacher und ihre Schicksale
Von Markus Seibert. Mit 3 Bildern . . . 138

Selbst-Luchterhand
Von Rich. Tobien 160

Gigantische Arbeit
Von Ingenieur Mayer. Mit 13 Bildern . . 171

Der Weltkrieg. Vierundzwanzigstes Kapitel
Mit 6 Bildern 191

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak
Von G. Martin. Mit 1 Karte und 1 Bild . 211

Mannigfaltiges
Der „strategische" Rückzug 218
Neues über die Trommelsprache 218

Seite

Mit Wind und Wellen 219
Woher stammen unsere Obstbäume? 221
Heldentod 223
Waren als Tauschmittel 223
Der Sumpfkäfer 225
Ehrlicher Kriegsgewinn 229
Von den Namen der Schiffe 230
Ziethen als Heilkünstler 234
Folterbekenntnis 234
Übler Empfang mit gutem Ausgang 237
Kein Geschickter, nur ein Gesandter 237
Rasch wie der Blitz, das ist der Witz 238
Die Indianerulme in Ohio 238

Die Flucht des Grafen Lavalette

Historische Erzählung von Henriette v. Meerheimb

Mit Bildern von Hans Röhm

(Fortsetzung und Schluß)

Der Marschall Marmont ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in dem traulichen Zimmer in der Rue Notre-Dame des Champs hin und her.

Der Feuerschein spielte auf dem weichen roten Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte. Das silberne Teegeschirr, der Wein in den geschliffenen Karaffen funkelten in den grell darüber hinzuckenden Lichtern. Ein paar Resedastengel und einige gelbe Mimosenzweige verhauchten ihren süßen Duft.

„Eine Tasse Tee, Onkel Marschall, oder ein Glas Wein?" bat die kleine Josephine. Mit wichtiger Miene machte sie sich am Teetisch zu schaffen. „Mama trug mir auf, dafür zu sorgen, daß Sie etwas zu sich nehmen."

Sie hielt ihm mit einem so bittenden Blick das Glas Wein und einen Teller mit Kuchen hin, daß Marmont, um ihr eine Freude zu machen, einen Schluck trank und einen Bissen aß. Dankend setzte er das Glas auf den Tisch zurück und streichelte Josephines lange braune Locken.

„Nicht wahr, Onkel Marschall, Sie werden den armen Papa befreien?" schmeichelte die Kleine. „Mama weint so viel ... Tag und Nacht. Und ich auch."

„Armes Kind!"

Marmont setzte sich in den Lehnstuhl am Kamin und wollte die Kleine auf seine Knie ziehen, als die Tür zum Nebenzimmer aufging. Die Gräfin Lavalette trat ein. Marmont ging ihr schnell entgegen und führte sie zum nächsten Armstuhl, denn Emilie schien sich kaum auf den Füßen halten zu können. Ihre für

eine Frau sehr große Gestalt schien vornübergebeugt, wie von der Last des Kummers heruntergedrückt. Das von den Blatternarben zerrissene Gesicht sah erschreckend abgemagert, gealtert, vollkommen farblos aus. Die dunklen Augen lagen tief in den Höhlen.

Marmont wollte ihr einige Trostworte sagen; aber bei dem Anblick ihrer Verzweiflung kam ihm jeder Zuspruch wie eine leere Redensart vor. Er schwieg. Emilie winkte Josephine ungeduldig zurück, als sie auch ihr eine Erfrischung bringen wollte.

„Laß mich! Marschall Marmont, was bringen Sie mir für Nachrichten?"

Marmont zögerte mit einem Blick auf das Kind.

„Josephine kann alles hören. Reden Sie nur."

„Nun denn: der König bleibt unerbittlich," sagte Marmont traurig: „Ich habe alles versucht, um wenigstens einen Soldatentod für Lavalette zu erreichen. Umsonst."

Die Gräfin Lavalette krampfte die Hände zusammen.

„Ney, der die Bourbonen verriet, der durfte wie ein Soldat sterben, und mein Mann, der niemand verraten hat, der nur seinem Kaiser treu geblieben ist, den will man aufs Schafott schleppen wie einen gemeinen Verbrecher? Das dulde ich nicht!" Ihre Stimme schrillte wie eine zerspringende Saite. „Marschall, Sie sind Lavalettes alter Freund und Waffenbruder ... Sie blieben ein ehrlicher Mann, wenn Sie auch zu den Bourbonen übergingen. Helfen Sie — um Gottes Barmherzigkeit willen, helfen Sie mir! Nur das Leben meines Mannes will ich, sein nacktes Leben — nichts weiter! Wir wollen Frankreich verlassen, nur noch trockenes Brot essen ..."

„Madame, ich tat, was ich konnte," beteuerte Marmont erschüttert. „Ich verschaffte Ihnen die Audienz beim König. Sie wissen, wie die verlief!"

„Ja. — ‚Ich habe Sie empfangen, Madame, um Ihnen mein Interesse zu beweisen.' Das war alles, was Ludwig XVIII. mir antwortete, als ich zu seinen Füßen lag, seine Knie umfaßte und für das Leben meines Mannes bat."

„Und ein zweites Mal würde er ebenso kalt abweisend antworten. Die fanatischen Royalisten lassen ihn nicht anders handeln. Man stellt ihm beständig vor, er begünstige die revolutionäre Partei: das entmutige seine getreuen Anhänger. Auch beleidige er die Armee, wenn er einen Zivilisten begnadigen wolle, während schuldige Offiziere verurteilt würden."

„Gleichviel — ich muß es noch einmal versuchen. Diesmal bitte ich um keine Audienz, sondern dringe mit Ihrer Hilfe ins Schloß, Marschall. Die Herzogin von Angoulême wird mir beistehen. Sie, die selbst jahrelang im Kerker saß, deren Eltern auf dem Schafott endeten, muß Mitleid mit mir fühlen."

„Bauen Sie nicht darauf. Auch die Herzogin ist ganz in den Händen der Fanatiker. Mein Name ist bei Hof jetzt schon ebenso verpönt wie der des erschossenen Ney, nur weil ich mich für Ihren Gatten verwende. Sogar kleine Hoffräulein, die beim Anblick einer Wunde in Ohnmacht fielen, gebärden sich wie Rachegöttinnen und würden uns alle, die wir jemals während des Kaiserreichs eine Rolle spielten, am liebsten auf den Richtplatz schleppen."

Emilie achtete kaum auf seine Worte. „Hören Sie, Marschall, ich will und werde meinen Mann vor dem Blutgerüst retten," sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit.

„Ich scheue vor nichts zurück. Vor keiner Bestechung, ja vor keinem Verbrechen. Ich opfere mich selbst, sogar mein Kind, wenn's sein muß!"

„Lieben Sie ihn denn so grenzenlos? Mehr wie Ihr einziges Kind?"

„Viel mehr wie mich selbst, ja auch mehr wie Josephine," bestätigte sie. „Keiner kann wissen, wie selig ich war. Ich, die ich immer nur geduldet, gedemütigt, herumgestoßen worden war, wurde auf einmal mit leidenschaftlicher Liebe und Zärtlichkeit überschüttet, wie eine Königin umworben und angebetet. Meine Schönheit war sein Idol ..." Sie stockte. Ihr Mund zuckte. „Als er mich nach Beendigung des ägyptischen Feldzuges wiedersah, hatte ich die Blattern gehabt und war häßlich geworden. Ich zitterte vor dem ersten Wiedersehen. Hätte er sich mit Abscheu von mir gewandt, ich glaube, ich würde mich vor Gram getötet haben. Aber unveränderte Zärtlichkeit las ich in seinen Augen. Dieselbe heiße Liebe umgab mich. Während unserer langjährigen Ehe hat er es mich niemals merken lassen, daß ich nicht mehr schön und reizend sei. Das war Liebe! Andere Frauen gab's für ihn nicht, obwohl die schönsten Damen am Kaiserhof um die Gunst des geistreichen Grafen Lavalette warben." Sie lachte triumphierend auf.

Marschall Marmont preßte die Lippen zusammen. Aufmerksam besah er das Teppichmuster zu seinen Füßen. Um nichts in der Welt hätte er den Selbstbetrug der armen Frau, die in ihrer Täuschung so glücklich war, stören mögen. Obwohl es außer ihr wohl für niemand ein Geheimnis geblieben sein konnte, daß Lavalette sehr eifrig anderen Frauen huldigte und der eigenen Gattin gewiß nur sehr mühsam leidenschaftliche Gefühle

vortäuschte, um sie in ihrer Blindheit zu bestärken. Grausam wäre es, sie jetzt noch aus ihrer Verblendung zu reißen, die sie so glücklich machte. Sogar Lavalettes Tod wäre diesem heißliebenden Herzen erträglicher gewesen als eine Entdeckung seiner Untreue.

„Begreifen Sie es jetzt, Marschall, daß ich meinen Mann retten muß?" fragte Emilie. „Zögern wir nicht länger! Heute ist der Geburtstag der Herzogin von Angoulême und zugleich der zwanzigste Jahrestag ihrer Befreiung aus dem Temple. An diesem Tage kann sie mir meine Bitte nicht abschlagen."

„Sie sind noch so schwach, daß Sie kaum gehen können, Gräfin," widersprach Marmont.

„Ich lasse mich in meiner Sänfte tragen. Sie fahren in Ihrem Wagen und erwarten mich im Eingang der Tuilerien. Sie als alter Gardeducorps-Kapitän haben das Recht, jederzeit im Schloß ein und aus zu gehen. — Hole meinen Mantel, Josephine!"

Das Kind gehorchte und kam gleich darauf mit einem sehr langen Pelzmantel, der die Gestalt der Mutter vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte, zurück. Ein dichter Schleier wurde um den großen Federhut gebunden.

„Darf ich mit, Mama?" bat die Kleine, die der Unterhaltung nicht genau gefolgt war und hoffte, die Mutter wolle den Vater im Gefängnis besuchen.

„Heute nicht, Liebling," antwortete Emilie zärtlich. „Aber bald, vielleicht schon morgen, fährst du mit mir in die Conciergerie zum Vater."

Josephine blieb am Fenster stehen und sah beruhigt zu, wie der Marschall die Mutter sorgsam in ihre Sänfte hob und sich dann in seinen Wagen setzte, der in raschem Trabe die verschneite Straße hinunterrollte.

Der lange Schweizer, der am Fuß der Treppe stand, die zu den Zimmern des Königs führte, ließ den Marschall und die tiefverschleierte Dame ruhig die Stufen hinansteigen. Aber an der Schwelle des großen Verbindungssaales wehrte ein Posten der Dame den Eintritt.

„Nur der Herr Marschall darf passieren."

Marmont zögerte. „Rufen Sie den diensttuenden Offizier!" befahl er dann kurz.

Der Posten gehorchte. Gleich darauf stand der junge Marquis Bartillac mit erschrockenem Gesicht vor dem Marschall, dem er als Untergebener gehorchen mußte und dessen Vorgehen er trotzdem hindern sollte.

Emilie ließ ihren Pelzmantel von den Schultern gleiten und schlug ihren Schleier zurück. Erschreckt sah der junge Offizier in ihr bleiches, verstörtes Gesicht.

„Die Gräfin Lavalette hat keinen Zutritt hier," sagte er befangen.

„Sie haben Befehl, sie nicht einzulassen?" fragte Marmont.

„Ja."

„Haben Sie auch Befehl, sie hinauszuweisen?"

„Nein, Herr Marschall."

„Nun so lassen Sie die Arme in Frieden. Sie will für ihren Gatten um Gnade flehen, und ich hoffe, sie wird es nicht vergeblich tun. Was wagen Sie dabei, lieber Marquis? Schlimmstenfalls wird es Sie einige Tage Arrest kosten. Lassen Sie es darauf ankommen! Sie retten vielleicht ein Menschenleben."

Der junge Offizier schwankte und kämpfte den harten Kampf zwischen Pflichtgefühl und Mitleid, das doch am Ende siegte.

„Herr Marschall, Sie tragen die Verantwortung," sagte er einfach. „Frau v. Lavalette kann bleiben."

„Ich danke Ihnen.“ Emilie hielt dem jungen Offizier die Hand hin.

Er zog sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Seine Majestät wird von der Messe aus gleich hier durchkommen.“

Unten stieß der Schweizer mit dem Stock auf die Erde: der König nahte. Damit er der Bittstellerin nicht ausweichen konnte, stellte Marmont sich mit Frau v. Lavalette an der Tür, die zu den königlichen Privatgemächern führte, auf.

Wie von einem schweren Traum befangen sah Emilie sich um. Die tiefgelegenen, hohen Fenster waren mit Vorhängen von lichtblauem Atlas belebt, lange Gardinen von weißem Atlas fielen darunter hervor. Um das Licht zu dämpfen, hatte man dunkelblaue Gaze über die Scheiben gespannt. Jeder Gegenstand erschien ihr in der matten Beleuchtung wohlbekannt und vertraut: die mit kostbaren Bronzen verzierten Möbel, die Uhren, Vasen, Kandelaber und Kronleuchter. Oft hatte sie hier in diesem selben Raum auf ihre Tante, die Kaiserin Josephine, gewartet, ehrfurchtsvoll von allen als Nichte und Ehrendame der Kaiserin gegrüßt. Heute lehnte sie an der Tür als kaum geduldete Bittstellerin, um für das Leben ihres Mannes zu flehen; jeden Augenblick gewärtig, daß man sie noch vor dem Erscheinen des Königs gewaltsam entfernte. Wirklich, da kam auch schon ein Kammerherr, dunkelrot im Gesicht, mit eiligen Schritten auf sie zu.

„Frau v. Lavalette, Sie haben nichts im Schloß zu suchen, fort — schnell!“ befahl er hart. Er wollte die unglückliche Frau am Arm fassen.

Zu spät — des Königs unförmlich dicke Gestalt erschien bereits in der Türöffnung. Langsam bewegte

er sich auf seinen von der Gicht verkrümmten Füßen, die die Last des schweren Körpers kaum tragen konnten. Beim Anblick der Gräfin stutzte er und machte eine Bewegung, als ob er umkehren wolle, aber Emilie Lavalette riß sich ungestüm von dem Kammerherrn, der sie zurückhalten wollte, los und sank aufschluchzend dem König zu Füßen.

„Gnade, Majestät, Gnade! ...“*)

Ludwigs regelmäßig geschnittenes Bourbonengesicht blieb kalt und unbewegt. „Madame, ich nehme teil an Ihrem gerechten Schmerz, aber ich muß meine Pflicht tun,“ antwortete er gemessen.

Ohne sich weiter um die Unglückliche zu kümmern, wandte er sich ab.

Die Herzogin v. Angoulême, die ihm auf dem Fuß folgte, zauderte eine Sekunde. Die Gräfin Lavalette streckte ihr mit flehender Gebärde eine Bittschrift hin. Aber der Hofkavalier der Herzogin schob sich dazwischen und drängte Frau v. Lavalette wenig höflich zurück.

Der König verschwand in seinen Gemächern, gefolgt von seiner Lieblingsnichte, der verbitterten Tochter Marie Antoinettes, aus deren Herzen das eigene furchtbare Geschick alles Mitleid mit anderen herausgebrannt hatte. Nichts als einen kalten Blick, ein abweisendes Kopfschütteln hatte sie für die unglückliche Frau v. Lavalette, die auf den Knien ihr nachrutschte und leise wimmernd in den erhobenen Händen die Bittschrift hielt.

„Kommen Sie mit mir, Gräfin! Erniedrigen Sie sich nicht länger,“ bat Marmont, empört über die Herzenskälte des Königs und seiner Nichte.

*) Siehe das Titelbild.

Er gab ihr den Pelz um. Der junge Ordonnanzoffizier band ihr den Schleier vor. Emilie ließ alles willenlos mit sich geschehen. Ihre Zähne klirrten hörbar gegeneinander. Ihre Augen brannten wie im Fieber.

„Vielleicht will man Lavalette erst angesichts des Schafotts begnadigen," murmelte Marmont, als sie an seinem Arm die Treppe herunterstieg. Er glaubte selbst nicht an diesen Trost.

Emilie stand eine Sekunde still. Ihre kleine weiße Hand glitt über den roten Samt, der das Geländer umspannte. Sie näherte ihren Kopf seinem Ohr. — „Jetzt bleibt uns nur noch die Flucht übrig," flüsterte sie leise. Die Worte waren wie Hauch. „Ich habe einen Plan. Antoine muß meine Kleider anziehen. Ich bleibe statt seiner im Gefängnis."

„Das wird er nie tun," entgegnete Marmont ebenso vorsichtig.

„Er muß einwilligen," gab sie mit beharrlicher Ruhe zurück. „Ich zwinge ihn dazu. Entweder erfüllt er meine Bitte, oder ich stoße mir in seiner Gegenwart ein Messer ins Herz. Still — kein Wort! Hier haben die Wände Ohren. Steigen Sie zu mir in meine Sänfte! Wir wollen uns sofort in die Conciergerie tragen lassen. Ich muß meinen Mann sprechen und sogleich alles für die Flucht vorbereiten. Mir bleiben nur wenige Tage. Am Einundzwanzigsten soll die Hinrichtung sein. Jede Sekunde ist kostbar. Nennen Sie mir den, den Sie für Lavalettes treuesten Freund halten!"

„Der Graf Chassenon ist ihm sehr ergeben und ein begeisterter Anhänger Napoleons," meinte Marmont nach kurzem Besinnen.

„Hält er sich in Paris auf?"

„Ja."

„Gut. Von der Conciergerie aus fahren wir sofort zum Grafen Chassenon, um alles mit ihm zu bereden."

Marmont erhob nun keinen Einwand mehr. Ihr stärkerer Wille bezwang ihn. Er kletterte ihr nach in die Sänfte, obwohl er diese Beförderungsart durchaus nicht liebte. Aber Frau v. Lavalette hatte ihre Gründe, diese und nicht sein Gefährt zu benutzen.

Während sie in der leicht schaukelnden Sänfte von vier kräftigen Trägern durch die Straßen getragen wurden, sprach keines eine Silbe. Manchmal warf Marmont einen raschen Blick auf die schweigsame, reglose Gestalt neben ihm. Sie lehnte sich so weit als möglich zurück. In dem Dunkel der engen Sänfte sah er nur hin und wieder beim Aufblitzen der Laternen, an denen sie vorüberschwankten, ihr bleiches Spiegelbild fast wie eine Vision — wie einen Kopf, der in der Luft zu schweben schien. Unheimlich ... Er wollte ihr noch eindringlich die Gefahr, in die sie sich und ihr Kind stürzen würde, vorhalten, da ragte schon der düstere Bau der Conciergerie vor ihnen auf.

„Warten Sie hier am Portal!" befahl Emilie den Trägern. „Bitte, bringen Sie mich hinauf, lieber Marschall, und sprechen Sie auch mit meinem Mann. Reden Sie aber nicht gegen meinen Plan. Ich rette meinen Mann oder gehe mit ihm zugrunde. Etwas anderes gibt's für mich nicht."

Marmont seufzte. Er fühlte deutlich, daß jedes abmahnende Wort vergeblich sei.

„Antoine! ... Antoine!"

Die Wände warfen den Schrei zurück. Frau v. Lavalette hing am Halse ihres Mannes. Er drückte sie an sich und bedeckte ihr Gesicht, ihre Hände mit Küssen.

„Bringst du mir meine Freiheit, du Liebste, Beste?" stammelte er zwischen den Küssen.

„Wenn du vernünftig bist, ja," antwortete sie ernst, mit einem langen, festen Blick in seine Augen. „Du mußt mir widerspruchslos folgen, Antoine, dann werde ich dich retten."

„Hat der König deine Bitten erhört? Knüpft er Bedingungen an meine Freiheit? Wir sollen wohl Frankreich verlassen, nicht wahr?" fragte Lavalette rasch. Er begnügte sich, mit Marmont einen kurzen Händedruck zu tauschen.

Der Marschall zog sich hinter den Wandschirm zurück und setzte sich auf den Bettrand, um die Unterredung des Ehepaares nicht zu stören. Lavalette legte den Arm um die Hüfte seiner Frau. Er fühlte das stoßweise, unruhige Zucken ihres stürmischen Herzschlages. „Der König bleibt unerbittlich," antwortete sie endlich, mühsam atmend.

Lavalette senkte den Kopf. „Also muß ich doch sterben," seufzte er. „Gut — aber doch wenigstens einen Soldatentod? ..."

„Nein, einen schimpflichen von Henkershand, wie ein Verbrecher," sagte Emilie schneidend.

Er drückte die Faust gegen die Stirn. „Mein Gott, nur das nicht! Den Schimpf muß man mir ersparen! Marmont, ist es wahr, was sie sagt?"

„Es ist so, Lavalette, armer Freund."

„Gibt es keine Hilfe?"

„Nur die Flucht."

Der Gefangene sah sich traurig um. „Wie soll ich hier herauskommen? Die Fenster sind vergittert. Die Türen fest verschlossen. Vier Kerkermeister bewachen den Gang, Gendarmen den Hof."

„Du kannst trotzdem hinaus!“ Emilie schlang ihre Arme um den Hals ihres Mannes. „Am Zwanzigsten, um diese Zeit komme ich mit Josephine her, um dir Lebewohl zu sagen. Du ziehst meinen Pelzmantel an, bindest meinen dichten Schleier vors Gesicht und verläßt zwei Stunden später mit Josephine am Arm das Gefängnis. Draußen wartet die Sänfte mit den Trägern ... Ich bleibe hier hinter dem Schirm verborgen, bis ich dich in Sicherheit glaube. Marschall Marmont und Graf Chassenon werden ein Versteck für dich ausfindig machen, in dem du bleibst, bis du Frankreich verlassen kannst. Das Nähere sage ich dir, wenn alle Vorbereitungen getroffen sind.“

„Du willst hier statt meiner im Gefängnis bleiben?“ fragte Graf Lavalette maßlos erstaunt. „Und was wird aus dir, wenn man dich findet? Wer würde dich vor der Wut der getäuschten Wärter schützen? Glaubst du, ich möchte leben, während ich dich schutz- und hilflos im Gefängnis weiß?“

„Einer Frau tut keiner etwas,“ entgegnete sie mit gut gespielter Sicherheit.

„In Weiberkleidern fliehe ich nicht. Gib den Gedanken auf, geliebtes Herz! Ich bin kein Feigling, der die Frau vorschiebt, um selber frei zu werden.“

„Hör zu!“ sagte sie schroff. Ihre sanfte Stimme klang rauh vor unterdrücktem Schmerz. „Das einzige Mittel, dich zu retten, nannte ich dir. Nimmst du es nicht an, so schwöre ich dir bei meiner Liebe für dich und bei dem Leben unseres einzigen Kindes: in der Stunde, in der du hingerichtet wirst, töte ich mich! Mag aus Josephine werden, was will. Sie ist dann das Kind eines Hingerichteten und einer Selbstmörderin; sie ist verlassen, gebrandmarkt, von allen Menschen verachtet und ausgestoßen ... Willst du das?“

„Emilie, du bist außer dir! So sah ich dich noch nie ... Marmont, hilf mir, sie zu beruhigen, ihr ihren Plan auszureden," bat Lavalette.

Marmont kam hinter dem Schirm hervor. Er wollte reden, aber Emilies Augen lagen mit einem so bannenden Blick auf ihm, daß unwillkürlich seine Lippen eine andere Antwort als die ursprünglich beabsichtigte formten. „Die einzige Möglichkeit deiner Rettung ist, zu tun, wie deine Frau dir anrät," sagte er mit schwerer Stimme.

„Unmöglich!" beharrte Lavalette. „Selbst wenn ich darauf eingehen wollte, der Plan müßte mißglücken; eine Bemerkung des Trägers, das Mißtrauen eines Wärters genügt, um alles zu verderben. Das Wagnis ist unausführbar. Nimm Vernunft an, Emilie, geliebte Frau!"

Aber sie schüttelte störrisch den Kopf. „Es ist nicht unmöglich," beharrte sie. „Mein roter Pelzmantel, meine Sänfte sind in ganz Paris bekannt. Niemand vermutet dich darin. In deinem Versteck bekommst du andere Kleider. Solange man dich sucht, bleibst du ruhig in Paris. Erst wenn der Lärm über dein Verschwinden etwas nachgelassen hat, bringen Freunde dich über die Grenze."

„Besorge mir lieber eine Waffe, damit ich mir selber einen ehrlichen Tod geben kann," bat er düster. „Auf dem Schafott will ich nicht enden, und feige in deinen Kleidern fliehen kann ich auch nicht. Verlange alles, aber nicht, daß ich eine feige Handlung begehe."

„Feige handelst du nicht, wenn du meinen Wunsch erfüllst, sondern mutig und aufopfernd. Für mich und dein Kind opferst du dich," bettelte sie. „Ich weiß, daß es dir schwer wird, aber denke an meine Liebe für dich!

Auch du hast mich immer leidenschaftlich geliebt, trotz meiner Häßlichkeit, nicht wahr, Antoine?"

Lavalette stöhnte. Jahre seines Lebens würde er in diesem Augenblick hingegeben haben, wenn er dadurch ihre Frage hätte wahrheitsgetreu mit einem Ja beantworten können. „Das weißt du doch," murmelte er mit abgewandtem Gesicht.

„Ja, ich weiß es, und ich habe dich dafür angebetet, geliebter Mann. Hauptsächlich deinetwegen trauerte ich um meine verlorene Schönheit. Aber heute segne ich meine Narben, die mich immer zwangen, einen dichten Schleier zu tragen. Durch den wirst du unerkannt bleiben."

„Quäle mich nicht, Emilie! Ich kann deine Bitte nicht erfüllen."

Da verließ sie der letzte Rest ihrer mühsam angequälten Selbstbeherrschung. Mit einem wilden Verzweiflungsschrei, der beide Männer zu tiefst erschreckte, glitt sie zu Boden und umfaßte Lavalettes Knie: „Ich töte mich hier auf der Stelle, wenn du mir nicht versprichst, zu fliehen. Ich will nicht ohne dich leben, ich kann nicht ohne dich sein! Meine Tochter? Was gilt mir die gegen dich? Das Kind ist nur ein Teil von dir. Dich will ich! ... Nur dich hab' ich geliebt. ... Wenn du über die Grenze bist, kommen wir dir nach. Wir wollen wieder glücklich sein, ganz still für uns leben, wie einst in dem lieben kleinen Haus in Meudon. Weißt du noch, wie schön es dort war? Ach, habe doch Erbarmen! Wenn du dich weigerst, sprichst du über mich und Josephine das Todesurteil aus."

Und da er noch immer, heiß mit sich kämpfend, stillschwieg, bettelte sie weiter: „Mir geschieht ganz gewiß nichts. Man sagt, der König wäre im Grunde

froh, wenn du fliehen wolltest. Ihm soll Neys Erschießung schon jetzt leid tun. Nur der Royalisten wegen wagt er es nicht, dich zu begnadigen. Willst du aus Eigensinn uns alle opfern? Antoine, sei barmherzig! Du weißt, wie viel ich im Leben gelitten habe. Meine Kindheit war freudlos. Meine Schönheit zerstörte die schreckliche Krankheit ... Unser kleiner Sohn starb kurz nach seiner Geburt. Du hast ihn nicht sehen dürfen. Wie stolz hätt' ich ihn in deinen Armen sehen mögen! Soll ich nun auch elend zugrunde gehen, ich und Josephine?" Ihre Stimme brach.

„Mein Gott, das halte ich nicht aus," stöhnte Lavalette. „Marmont, rate mir!"

„Tue deiner Frau den Willen," sagte Marmont entschieden. „Ich sorge dafür, daß ihr nichts geschieht. Erfüllst du ihre Bitte nicht, so stirbt sie vor Verzweiflung."

„Nun denn, ich willige ein," sagte Lavalette mit einem tiefen Seufzer. „Ich — —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Emilie schnellte wie eine Feder hoch, bedeckte sein Gesicht, seine Hände mit Küssen in einem wahren Freudentaumel, als ob das schwere Wagstück, das sie plante, schon gelungen sei. Mit der Einwilligung ihres Mannes schien ihr das Schwierigste geglückt zu sein. An des Kindes und ihre eigene Gefahr dachte sie kaum, wenn sie ihn nur rettete, ihren über alles geliebten Antoine.

Weiß, alles weiß, wohin man sah. In der dunstigen Luft wirbelten die Schneeflocken in tollem Tanz durcheinander. Auf allen Häuserdächern und Giebeln lagen mächtige Schneeschichten, wie seltsame weiße Wolkengebirge. Farben ließen sich kaum noch erkennen. Nichts

als blitzendes Weiß mit grauen toten Schatten. Paris im Schnee! Geheimnisvoll wie ein Weihnachtsmärchen, und still, traumhaft still ... Die Wagenräder versanken und wurden ebenso unhörbar wie die Hufe der Pferde und die Tritte der Menschen.

Das dichte Schneetreiben, das gegen Mittag mit erneuter Heftigkeit einsetzte, begünstigte Frau v. Lavalettes Unternehmen; der Verkehr wurde spärlicher, die Straßen waren menschenleerer. Den ganzen gestrigen Tag hatte sie sich in ihrer Sänfte herumtragen lassen. Ihr rot ausgeschlagener Pelzmantel leuchtete durch die Scheiben. Der große Federhut, mit dem dichten schwarzen Schleier, war den Vorübergehenden deutlich erkennbar. Bisher glückte alles über Erwarten. Der frühere Kammerdiener ihres Mannes hatte sich mit einer hohen Summe bestechen lassen, ihr behilflich zu sein. Lavalettes Freund, Graf Chassenon, bot selber seine Hilfe an, als er durch den Marschall Marmont gehört hatte, daß die Hinrichtung des Verurteilten unwiderruflich feststehe.

Die kleine Josephine wurde in den Plan eingeweiht. Mit großen, feierlichen Augen versprach sie, alles genau zu befolgen. Emilie wußte, daß sie sich auf das Kind wie auf sich selber verlassen konnte.

Um fünf Uhr betrat die Gräfin Lavalette, Josephine an der Hand, die Kerkerzelle ihres Mannes.

Sie bat den Wärter Eberle, noch zwei Gedecke mehr aufzulegen, da sie und ihre Tochter mit dem Gefangenen zu speisen wünschten. „Auch eine Flasche Wein, bitte!" setzte sie mit einem besorgten Blick in das erblaßte Gesicht ihres Mannes hinzu.

Der Wärter nickte. „Ich darf heute niemand mehr hereinlassen," sagte er nicht ohne Mitleid. „Der Herr Staatsanwalt hat's verboten."

„Es ist gut. Ich wünsche auch niemand zu sehen, außer meiner Frau und meiner Tochter," entgegnete Graf Lavalette möglichst beherrscht.

Sowie der Wärter hinaus war, hob Lavalette die Kleine auf seine Knie und vergrub sein Gesicht in ihren weichen braunen Haaren. Schluchzen hob seine Brust.

„Keine Rührung jetzt!" sagte Emilie mit erzwungener Kälte. „In zwei Stunden ist alles bereit, Antoine. Du gehst mit Josephine durch das Bürozimmer. Nimm dich in acht, daß du nicht mit dem Hut an die niedrige Tür anstößt! Das könnte auffallen, da ich die Höhe doch kennen mußte. Im Büro werden die Wärter versammelt sein. Halte deshalb ein Taschentuch vors Gesicht! Dann betrittst du das Vorzimmer, steigst einige Stufen empor und gelangst endlich in den großen Hof, wo dicht am Fuß der Treppe die Sänfte wartet. Unterwegs wirst du einen Vertrauten treffen, der dich in einem Wagen nach deinem Versteck bringt. Tue genau, was ich dir sage! Gib mir deine Hand, laß mich deinen Puls fühlen! Recht so. Jetzt fühle den meinigen! Schlägt er schneller als gewöhnlich? Bemerkst du die geringste Aufregung? Nein. Kaltes Blut, sonst sind wir verloren!"

Der Wärter Eberle trat wieder ein. Er setzte die Suppenschüssel, einige andere Speisen und Wein auf den Tisch. Alle Gerichte schienen mit mehr Sorgfalt als sonst zubereitet zu sein.

Das Essen verlief sehr einsilbig. Das Kind sah mit tränengefüllten Augen die Eltern an. Bald schmiegte es seine zarten Finger in die Hand des Vaters, bald streichelte es der Mutter bleiches Gesicht.

„Komm — es ist Zeit!" Emilie zog ihren Mann

hinter den Wandschirm, warf ihm einen langen, schwarzseidenen Rock über, den sie unter ihrem Kleide trug, hing ihm den Pelzmantel um und wickelte sein Gesicht in den dichten Schleier. Der tief in die Stirn gesetzte Federhut machte ihn vollends unkenntlich.

Da Lavalette kaum größer als seine hochgewachsene Frau und im Gefängnis sehr abgemagert war, so sah er in dieser Verkleidung Emilie täuschend ähnlich.

Vom Turm schlug es sieben Uhr, dumpfe, lang nachdröhnende Schläge.

„Gib das Glockenzeichen für den Pförtner," bat Emilie.

Statt jeder Antwort riß Lavalette sie in seine Arme.

Eine Sekunde lag sie still an seinem Herzen. „Ich danke dir für alle deine Liebe und Treue," sagte sie leise.

Der Ton ihrer Stimme ging ihm mitten durchs Herz. „Du dankest mir? Du? — Ach, Emilie, wenn du wüßtest —" stöhnte Lavalette. Aber sie machte sich rasch frei und verbarg sich hinter dem Wandschirm. „Der Pförtner muß dich dahinter vermuten," flüsterte sie. „Du gewinnst Zeit, dich zu entfernen. Nimm dich zusammen, Josephine! Das Leben deines Vaters hängt von dir ab."

Das Kind schluchzte laut. Lavalette gab scheinbar gefaßt das Glockenzeichen. Der Pförtner Roquette steckte nur den Kopf zur Tür herein und verschwand sofort, um die Sänftenträger zu benachrichtigen. Gestützt auf seine kleine Tochter ging Lavalette hinaus. Der Schleier verbarg seine Züge vollständig. Ein Taschentuch drückte er an die Augen.

Ganz mechanisch bückte er den Kopf an der Tür

des Büros, wie Emilie geraten hatte. An fünf Kerkermeistern mußte er vorbei.

„Laßt sie passieren!" sagte der eine. Und die kleine Josephine wiederholte flüsternd die Worte wie eine Zauberformel aus einem Märchen: „Laßt sie passieren!"

In diesem Augenblick näherte sich der Pförtner Roquette und legte seine Hand auf den Arm des Grafen. Das war nichts Ungewöhnliches, denn er half Emilie oft beim Einsteigen in die Sänfte. Aber Lavalette zuckte mit einem entsetzlichen Schreck zusammen. Alles Blut strömte gewaltsam zu seinem Herzen. Er hielt sich für verraten. Wenn der Pförtner auch nur die starken Muskeln seines Armes bei der Berührung fühlte, so genügte das vielleicht schon, um ihn aufmerksam zu machen und sein Mißtrauen zu erregen. Aber Roquette dachte trotz des Staatsanwalts strenger Weisungen gar nicht daran, die Persönlichkeit der Besucherin besonders festzustellen; der rote Mantel, der bekannte Hut genügten, um ihn vollständig zu täuschen.

„Frau Gräfin begeben sich heute etwas früher nach Hause," sagte er nur noch gutmütig und ging dann weiter.

Lavalettes Knie zitterten. Fester drückte er das Taschentuch vors Gesicht. Endlich war der Ausgang des Zimmers erreicht. Aber das Schwerste stand noch bevor. Würde der zweite Pförtner am Ausgang nicht argwöhnischer sein? Ein Aufenthalt von wenigen Sekunden konnte alles verderben.

Der Diener und der Wärter Eberle waren bereits vorausgeeilt, um die Träger von der Ankunft der Gräfin zu benachrichtigen. Aber die schwere Tür blieb

fest verschlossen. Lavalette stand anscheinend gelassen da; trotzdem fühlte er, wie kalte Schweißtropfen über sein Gesicht rannen. Sein Unterkiefer zitterte so heftig, daß er kein Wort hätte hervorbringen können. Qualvolle Minuten vergingen. Länger hielt er es nicht aus. Er steckte die Hand durch die Gitterstangen zum Zeichen, daß man öffnen möge.

Die Schlüssel klapperten. Die schweren Torflügel öffneten sich langsam. Graf Lavalette betrat den Hof. Zwölf Stufen ging's hinunter. Josephine zählte sie leise. An zwanzig Gendarmen mußten sie vorbeipassieren. Das Kind ließ die Hand des Vaters los und drängte sich an die andere Seite, zwischen ihn und die Wachen. Lavalette lächelte wehmütig. Wie hätte das kleine Mädchen ihn decken können, wenn auch nur der leiseste Verdacht in den Soldaten rege geworden wäre? Trotz seiner Aufregung durchzuckte ihn aber doch ein Gefühl stolzer Vaterfreude. Welche Selbstherrschung, welche Aufopferung bewies dieses zarte Kind!

Ungehindert gelangten Vater und Tochter in den großen Hof. Am Fuß der Treppe stand die Sänfte. Lavalette stieg sofort ein und ließ die Vorhänge herunter. Die Sänfte blieb ruhig stehen! Josephine trippelte nervös hin und her. Zu Lavalettes Erstaunen stieg sie nicht mit ein. Aber er sagte nichts, weil er wußte, daß das Kind genau unterwiesen war und gewiß jede Anordnung pünktlich befolgte. Nach einer kleinen Weile hob er unruhig einen Zipfel der rotseidenen Vorhänge und sah zu dem grauen Gebäude der Conciergerie hinauf. Lichter huschten hinter den vergitterten Fenstern hin und her. Jeden Augenblick glaubte er, die aufgeregten Wärter, die seine Flucht jetzt entdeckt

haben mußten, herausstürzen zu sehen. „Nein, lieber sterben, als denen in die Hände fallen!"

Endlich, nach einer Minute, die ihm aber wie eine Ewigkeit lang erschien, öffnete der Diener den Schlag.



„Die Träger waren verschwunden; ich habe zwei andere besorgt." Lavalette nickte.

Gleich darauf wurde die Sänfte hochgehoben. In eiligem Schritt ging es dem Quai des Orfèvres zu. Der Rue de Harlez gegenüber standen die Träger plötzlich still. Graf Lavalette sah vorsichtig hinaus. Da öffnete auch schon von außen eine Hand die Tür.

Ein Herr mit hochgeschlagenem Mantelkragen, die Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt, stand vor ihm und rief in die Sänfte hinein: „Vergessen Sie nicht, den Präsidenten aufzusuchen, Frau Gräfin."

Lavalette stieg aus. Die kleine Josephine huschte schnell von der anderen Seite in die Sänfte hinein. Die Träger setzten sich wieder in Bewegung und gingen mit ihren taktmäßigen, langen Schritten weiter. Anscheinend ohne die Erleichterung ihrer Last wahrzunehmen. Die hinten an der Sänfte angebrachte kleine Laterne entschwebte wie ein rotglühendes Fünkchen in der Ferne.

Lavalette blieb keine Zeit zum Besinnen. Er fühlte seinen Arm gefaßt. Der Herr im Pelzmantel riß ihn mit sich bis zum Eingang der Straße und schob ihn in einen dort wartenden verschlossenen Wagen, der auch sofort in scharfem Tempo davonjagte, der Saint-Michel-Brücke zu. Erst nach einigen Sekunden hatte sich Lavalette soweit gefaßt, daß er den Herrn bemerkte, der ihm gegenüber im Wagen saß.

„Wer ... wer rettet mich?" stammelte er. Der Herr drehte ihm sein Gesicht zu, und Lavalette erkannte zu seiner freudigen Überraschung seinen alten Freund, den Grafen Chassenon. „Du bist's, treuer Kamerad! Du läßt mich nicht im Stich?"

Graf Chassenon drückte ihm fest die Hand. „Marmont sagte mir alles. Deine Frau tat mir leid — und du auch! Wir drehen den Pariser Mördern eine Nase. Erst erschießen sie Ney wie einen Hund, und jetzt wollen sie dich gar aufs Schafott schleppen. Nichts da!" rief er leise, aber voller Empörung. „Wenn man uns entdeckt: hier habe ich vier Doppelpistolen, deren du dich im Notfall bedienen kannst."

„Nein, nein, ich will dich nicht ins Unglück stürzen."

„So werde ich mit gutem Beispiel vorangehen. Wehe demjenigen, der uns in den Weg tritt!" Graf



Chassenons gutmütige Züge trugen heute einen finster entschlossenen Ausdruck.

„Wäre ich nur erst die Kleider meiner Frau los," stöhnte Lavalette. „Ich komme mir so unsäglich lächerlich in dieser Maskerade vor."

„Ja, du mußt dich hier im Wagen umziehen, so gut es geht.“ Chassenon zog einen Reitknechtsanzug unter dem Sitz hervor. „Vorwärts, ich helfe dir! Die Sachen deiner Frau wickeln wir zusammen und verstecken sie unter den Polstern. Schade um den schönen Federhut!“

„Du hast an alles gedacht, Chassenon,“ meinte Lavalette gerührt, als er mit Hilfe des Freundes die Frauenröcke abstreifte, in enge wildlederne Beinkleider fuhr, eine kurze rote Plüschjacke mit silbernen Knöpfen anzog und einen galonierten Hut aufstülpte. Das Umziehen während der überhastet schnellen Fahrt war keine Kleinigkeit; aber es gelang. Endlich bog der Wagen nach tausend Umwegen, um die Verfolger irre zu führen, in die Rue Plumet ein.

„Gehe dicht hinter mir her!“ bat Chassenon. Er ließ den Wagen halten. Beide stiegen aus.

Ein eisig kalter Wind wehte durch die Straßen. Das Schneetreiben hatte aufgehört. Oben am reinen, tiefdunkeln Himmel zitterten die Sterne wie vor Frost über der großen Stadt. Die Wagenräder kreischten im hartgefrorenen, knirschenden Schnee. Um die Köpfe der Menschen und der Pferde wehten kleine weißgraue Wolken ihres dampfenden Atems.

Durch entlegene Gassen und Gäßchen führte Graf Chassenon seinen Begleiter. Ab und zu jagte ein Gendarm mit Depeschen an ihnen vorüber. Vor einem prächtigen Hotel an der Ecke der Rue de Bac machte Chassenon halt. „Hier trete ich ein,“ flüsterte er hastig Lavalette zu. „Während ich mit dem Schweizer spreche, gehst du in den Hof! Linker Hand ist eine Treppe, steige die hinauf, so hoch du kannst. Oben angelangt, tappe dich in dem dunklen Gang weiter. An seinem Ende liegt ein großer Holzhaufen, da warte!“

Lavalette nickte. Mit grenzenlosem Erstaunen bemerkte er, daß er sich im Ministerium des Auswärtigen befand ... unter einem Dach mit dem Staatspräsidenten, dem Herzog v. Richelieu! Dieses Asyl mitten unter seinen Feinden war so kühn erdacht, daß vielleicht gerade die Unwahrscheinlichkeit, ihn dort zu vermuten, seine Rettung glücken ließ. Ohne weiteres Besinnen folgte er Chassenons Anweisungen. Er hörte noch, wie der Schweizer ihm nachrief: „Wo gehen Sie denn hin, Mann?" und die nachlässige Antwort des Grafen Chassenon: „Lassen Sie ihn nur! Es ist mein Diener."

Mühsam tappte Lavalette sich in dem finsteren Gang weiter. Mit dem vorsichtig vorgeschobenen Fuß stieß er an den Holzhaufen. Im selben Augenblick streckte sich eine Hand vor, faßte seinen Arm und schob ihn in ein enges, vom Licht einer flackernden Kerze nur spärlich erhelltes Mansardenzimmer, dessen Tür sich sogleich hinter ihm schloß.

Lavalette rieb seine vor Frost erstarrten Hände. Der Kamin strömte eine behagliche Wärme aus. Ein Bett, zwei Stühle und eine Kommode standen noch da. Auf der Kommode sprang ihm ein weißer Zettel in die Augen. Hastig ergriff er ihn und las beim matten Kaminfeuer: „Vermeiden Sie jedes Geräusch! Öffnen Sie das Fenster nur in der Nacht! Ziehen Sie Filzpantoffeln an und warten Sie geduldig!"

Neben dieser Mitteilung fand er eine Flasche Bordeaux, Bücher und die notwendigsten Kleinigkeiten für die Körperpflege. Trotz seiner Erschöpfung mochte Lavalette nicht zu Bett gehen. Jeden Augenblick fürchtete er, entdeckt und wieder aus seinem Schlupfwinkel herausgerissen zu werden. Aber nichts rührte sich. Endlich, es mochte schon Mitternacht sein, klopfte es

leise an der Tür. Lavalette öffnete und sah sich einem ihm ganz fremden Herrn gegenüberstehen.

„Graf Chassenon schickt mich. Ich heiße Brisson und bin Ihr Gastfreund," sagte der Herr, indem er die Tür sorgfältig wieder abschloß.

„Sie kennen mich gar nicht und wollen mich retten helfen? Wie soll ich Ihnen danken?" Lavalette faßte nach der Hand seines Helfers.

„Danken Sie erst, wenn alles gelungen ist," meinte Brisson. „Ich bin ein begeisterter Anhänger Napoleons; für ihn tue ich alles! Ich hasse die feigen, schlappen Bourbonen. Um denen ein Schnippchen zu schlagen, wagte ich noch viel mehr."

„Ist meine Flucht entdeckt?" fragte Lavalette besorgt. „Wissen Sie etwas von meiner Frau und meiner Tochter?"

„Die Kleine fand man frostzitternd in der Sänfte, die die Träger, als ihnen die Last doch merkwürdig leicht vorkam, einfach hatten stehen lassen. Die Gräfin sitzt gefangen in der Conciergerie, man wird ihr den Kopf nicht abreißen, obwohl ein panischer Schrecken über Ihr rätselhaftes Entweichen in Paris herrscht, lieber Graf," lachte Brisson. „In den Tuilerien schließt heute sicher niemand ein Auge. Man glaubt, am Vorabend einer Revolution zu stehen. Ja, man sieht Sie gewiß schon an der Spitze der ehemaligen Armee in Paris einziehen. Man spricht davon, die Tore zu schließen. Die Milchmädchen können dann morgen früh nicht herein. Die armen Pariser müssen ihren Kaffee schwarz trinken. Alle diese Klagen mußte ich mit anhören, ohne eine Miene zu verziehen. Welch eine Komödie! Die Narren sollten froh sein, daß Ihr Entweichen ihnen den dritten Mord erspart. Ich dächte, der von Ney und La Bedogère könnte genügen."

„Sie tun, als ob meine Flucht schon geglückt wäre. Wir stehen doch erst am Anfang."

„Alles wird gut weitergehen," entgegnete Brisson zuversichtlich. „Das schwerste war, Sie unerkannt aus dem Gefängnis herauszubekommen. Das übrige ist ein Kinderspiel dagegen. Wollen wir wetten, daß Sie in etwa zehn Tagen Paris unbehelligt verlassen werden? Und zwar in voller Uniform, frisch rasiert, mit unverhülltem Gesicht, im offenen Wagen?"

„Wie sollte das möglich sein?"

„Unser großer Kaiser strich das Wort ‚unmöglich' aus seinem Wörterbuch. Wir machen ihm das nach," sagte Brisson ernst. „Einen Franzosen für den Plan zu gewinnen, den Graf Chassenon und ich erdachten, geht nicht. Aber ein Ausländer will uns helfen. Der junge Mister Bruce, der Ney so eifrig, wenn auch vergeblich verteidigte. Der und zwei seiner Freunde, Mister Hutchinson und Mister Wilson, werden uns unterstützen."

„Engländer? Unsere erbitterten Feinde?"

„Der einzelne betrachtet sich nicht als Feind. Und jetzt halten Sie still! Ich will Ihnen Maß nehmen. Im geheimen muß sofort eine englische Uniform für Sie angefertigt werden."

„Wer mir jemals gesagt hätte, daß ich eine englische Uniform tragen sollte."

„Den hätten Sie ausgelacht — jawohl! ... Und ich den, der mir prophezeit hätte, daß ich noch einmal den Schneidern ins Handwerk pfuschte. Ein schwieriges Geschäft! ... Hoffentlich wird der Schneider aus meinen Notizen klug werden ..." Mit manchem Stoßseufzer beendete Brisson seine ungewohnte Aufgabe. Vorsichtig, sich nach allen Seiten umsehend, ging er dann wieder hinaus.

Lavalette schloß die Augen. Bald fiel er in tiefen Schlaf ...

Frau v. Lavalette lag in der Gefängniszelle auf dem schmalen Bett hinter dem Wandschirm. Ihr absichtlich lautes Stöhnen führte den Wärter Eberle irre. Er vermutete, daß der Graf über den Abschied von Frau und Tochter so herzbrechend seufzte und verließ völlig beruhigt die Zelle. Nach einiger Zeit entsann er sich aber, daß der Eßtisch nicht abgeräumt sei, und kehrte zurück. Langsam stellte er die Teller aufeinander und räusperte sich ein paarmal laut. Aber alles blieb still hinter dem Schirm.

Das berührte ihn seltsam. Er schob den Wandschirm beiseite und entdeckte Frau v. Lavalette. Mit einem heiseren Wutschrei wandte er sich zur Tür, um seine Untergebenen herbeizurufen. Frau v. Lavalette erriet seine Absicht; sie sprang vom Bett hoch, stürzte ihm nach und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür, die Eberle gerade aufreißen wollte.

„Um aller Barmherzigkeit willen, warten Sie, lassen Sie meinen Mann entkommen!" flehte sie.

Aber Eberle blieb unerbittlich. Zu viel stand für ihn selber auf dem Spiel. Immer lauter schrie er um Hilfe, während Frau v. Lavalette, der die Verzweiflung übernatürliche Kräfte verlieh, ihn umklammerte.

„Lassen Sie mich los!" knirschte Eberle. Aber sie hielt nur um so fester. Endlich machte er sich so gewaltsam los, daß ein Stück seines Rocks in ihren Händen blieb. Vielleicht hing das Leben des Flüchtigen an den wenigen Sekunden, die der Kampf zwischen den beiden in Anspruch nahm. Eberles Geschrei wurde gehört. Von allen Seiten liefen jetzt Wächter, Gendarmen, Türhüter herbei.

„Der Gefangene ist entflohen!“ keuchte Eberle.

„Entflohen? Wie ist das möglich? Ich habe ihn doch selbst eingeschlossen und die Gräfin hinausbegleitet,“ entgegnete Roquette. Mit blöd erstauntem Gesicht



starrte er Frau v. Lavalette an, die bei allen auf sie einstürmenden Fragen und Vorwürfen völlig stumm, scheinbar teilnahmlos blieb.

Roquette fing an zu begreifen, was ihm seine Nachlässigkeit eintragen könne. „Die wenigstens soll uns nicht entkommen.“

Mit harter Hand schob er Frau v. Lavalette in den Hintergrund der Zelle zurück und verschloß die Tür

hinter ihr. Dann lief er, so schnell seine Füße ihn tragen wollten, nach dem Kai, während andere Wärter im Wagen der Richtung des Faubourg Poissonnier zujagten, wohin die Equipage mit dem Flüchtling gefahren sein sollte.

Aber der war inzwischen längst entwischt. Auf dem Pont Neuf stand einsam und verlassen seine Sänfte. Einer der Wärter riß die Tür auf und entdeckte eine kleine, ganz zusammengeduckte, vor Frost zitternde Gestalt: die kleine Josephine Lavalette.

Alle überschütteten das arme Kind mit Fragen, Drohungen, Versprechungen: sie solle sagen, wohin ihr Vater entflohen sei. Aber die Kleine antwortete nichts als ein schluchzendes „Ich weiß es nicht!"

Eberle, obwohl halb verrückt aus Angst vor der Strafe, die ihn treffen konnte, fühlte endlich Mitleid. „Laßt sie in Frieden; sie ist ja beinahe erfroren," meinte er barsch. „Vielleicht findet sie im Gefängnis ihre Zunge wieder. Wir nehmen sie mit zu ihrer Mutter."

Der Polizeipräfekt Angles, Minister Decazes und der Generalprokurator Bellart waren inzwischen von dem ungeheuerlichen Ereignis benachrichtigt worden und trafen zugleich mit der kleinen Josephine Lavalette, die wie eine Verbrecherin von den Gendarmen am Ellbogen festgehalten wurde, in der Conciergerie ein.

Im höchsten Grade aufgebracht, standen die drei Herren vor der Gräfin Lavalette, die, ohne auf die Anwesenheit anderer überhaupt zu achten, ihr Kind in die Arme schloß, ihm die kalten Hände und Füße rieb und die auf sie einstürzenden Fragen gar nicht zu hören schien. Nur einmal nahm sie den heftig angegriffenen Wärter in Schutz und beteuerte, daß weder Eberle noch der Türhüter Roquette von der beabsichtigten Flucht ihres

Mannes auch nur das geringste geahnt hätten. Trotzdem wurden beide verhaftet. Die hohen Herren schäumten geradezu vor Wut. Der Generalprokurator bangte um seine Stellung. Der Minister zitterte für sein Portefeuille. Er verlor vollkommen die Fassung und



überhäufte die arme Frau mit einer Flut von Vorwürfen und Verwünschungen.

Paris bot in den nächsten Tagen den Anblick eines Tollhauses. Die Tore wurden wirklich sämtlich geschlossen. Kein Postwagen durfte seine Fahrt antreten. Bei allen Freunden des Verurteilten wurden Haussuchungen abgehalten. Jeder Reisende mußte sich einer genauen Durchsuchung unterwerfen. An allen Straßen konnte man Bekanntmachungen der Polizei und den Steckbrief des Grafen Lavalette lesen.

Die Ultraroyalisten brachen bei der Nachricht von

Lavalettes Flucht in ein förmliches Wutgeheul aus. In der Kammer kam es zu Tumultszenen. Man hätte glauben sollen, die Monarchie stehe und falle mit dem Haupt des Gefangenen, der inzwischen immer noch in dem Versteck in der Rue du Bac saß, wo ihn niemand zu suchen dachte.

Emilie Lavalette und ihr Töchterchen blieben vorläufig im Gefängnis. Täglich wurden sie verhört. Dennoch fühlte Emilie sich nicht unglücklich. Jede Stunde, die verstrich, ohne daß sie die Entdeckung ihres Mannes brachte, schien ihr ein Gewinn.

Eintönig wie fallende Tropfen, die die Erde aufsaugt, ohne eine Spur davon zu hinterlassen, verstrichen die Tage. Außer bei den Verhören sah die Gräfin keinen Menschen. Niemand sprach mit ihr; denn auch der Wärter hatte strengen Befehl bekommen, nie ein Wort an sie zu richten, keine ihrer Fragen zu beantworten.

Auch das Kind nahm man der Gefangenen fort, aus Furcht, die Kleine könne ein Mittel finden, die Mutter mit der Außenwelt zu verbinden. Josephine wurde in ein Kloster gebracht, in dem die Nonnen junge Mädchen erzogen und unterrichteten. Briefe durfte sie nicht mit ihrer Mutter wechseln ... Endlich schienen die Richter die Nutzlosigkeit dieser strengen Haft einzusehen und entließen die Gräfin Lavalette.

Taumelnd, wie von einer langen Krankheit genesen, stand Emilie auf der Straße. Der kalte Ostwind wehte ihr die Haare in die Stirn, riß und pflückte an ihrem dichten Schleier. Sie schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein, als sie plötzlich bemerkte, daß zwei Herren in Zivil ihr beständig folgten. Ein unheimliches Gefühl beschlich sie. Am liebsten wäre sie in ihr Gefängnis zurückgekehrt. Dort war sie wenigstens beschützt und geborgen.

Sie winkte einem Fiaker heran. Bildete sie sich das nur ein, oder sah auch der Kutscher ihr höhnisch frech ins Gesicht, als sie ihm Straße und Hausnummer nannte? Erst nach einigem Zögern setzte er seinen mageren Grauschimmel in Gang.

Im Flur des Hauses kam ihr die Wirtin entgegen. „Da sind die Schlüssel zur Wohnung," sagte die Frau anstatt jeder Begrüßung in unfreundlichem Ton. „Die Dienstmädchen sind aufs Land zu ihren Eltern gereist. Man konnte ja nicht wissen, wie lange Madame noch im Gefängnis sitzen müsse. Ich riet ihnen selbst zu gehen. Und das wollte ich gleich sagen, Madame: zum Ersten müssen Sie die Wohnung räumen. Ich kann die ewigen Durchsuchungen von der Polizei nicht mehr ertragen. Und überhaupt, ich bin eine anständige Frau, die nichts mit dem Gericht zu tun haben will. Mein Mann ist königlicher Beamter. Wir halten auf unser Ansehen."

„Ja, ja, Frau Meunier, es ist gut ... Die Wohnung wäre ohnehin zu groß für mich allein," antwortete Emilie mit ruhigem Gleichmut, obwohl ein unbezwingliches Schluchzen in ihrer Kehle hochstieg.

Welch eine Heimkehr! Sie sah sich in den verstaubten, ungelüfteten Räumen um. Mit grauer Leinwand bezogene Möbel starrten ihr gespensterhaft entgegen. In dem durch die geschlossenen Läden verdunkelten Zimmer schlug ihr eine mit Kampfergerüchen vermischte Luft ins Gesicht und benahm ihr fast den Atem.

Sie trat ans Fenster, stieß den Laden zurück und öffnete eine Scheibe. Unten auf der Straße standen eine Anzahl Menschen, die alle zu dem Hause hinaufsahen, lebhaft sprachen und deuteten. Auch die beiden Herren

von vorhin waren darunter. Eifrig schrieben sie in ihr Notizbuch.

Immer mehr Leute strömten herbei. Alle wollten wahrscheinlich gern die Frau des entflohenen, zum Tode verurteilten Grafen Lavalette sehen. Eine traurige Berühmtheit. Emilie schloß das Fenster und ließ die Vorhänge herunter.

Lähmende Gleichgültigkeit drückte sie förmlich zu Boden. Jetzt kam die Nachwirkung all der furchtbaren Ereignisse und Erregungen, bei denen sie ihre Selbstbeherrschung bisher so tapfer bewahrt hatte. Mit einem tiefen Seufzer der Ermüdung setzte sie sich an den kalten Kamin und starrte vor sich hin. Sie fror. Nur ihr Kopf glühte.

Die nächsten Tage steigerten ihre Qual. Emilie konnte nie unbelästigt das Haus verlassen. Als sie ihr Kind im Kloster aufsuchen wollte, fuhr wieder ein Wagen mit zwei Geheimpolizisten hinter ihr her. Daraus schloß sie, daß ihr Mann immer noch nicht Paris verlassen, jedenfalls noch nicht die Grenze erreicht haben könne. Im Kloster fiel ihr die kleine Josephine laut weinend um den Hals. Das Kind sah abgemagert, elend und verschüchtert aus.

„Nimm mich fort, mit nach Hause!" bettelte Josephine. „Bitte, liebe Mama, hier sind alle unfreundlich gegen mich. Die Nonnen und die anderen Kinder auch. Man nennt mich einen Bösewicht, weil ich geholfen habe, den Vater zu befreien. Beim Unterricht werde ich übergangen, und in den Freistunden spielt niemand mit mir. Ganz allein muß ich im Klosterhof auf und ab gehen, während die anderen Kinder sich verstecken, laufen und tanzen."

„Armes Herz, arme, tapfere kleine Josephine!"

Emilie streichelte und küßte die Kleine und vertröstete sie auf die Zeit, wenn sie zum Vater über die Grenze führen.

Das war eine unsichere Aussicht, die Josephine wenig über die qualvolle Gegenwart tröstete. Trotzdem konnte Emilie sich nicht entschließen, die Tochter in ihre unbehagliche Wohnung mitzunehmen, die sie überdies bald verlassen mußte. Ehe sie nichts Bestimmtes über das Schicksal ihres Mannes wußte, vermochte sie keinen entscheidenden Entschluß zu fassen.

„Grüße Mintusche!" rief Josephine der Mutter nach.

Emilie nickte nur. Sie mochte dem Kind nicht sagen, daß die zärtlich geliebte Katze sich nicht mehr bei ihnen aufhielt. Während der langen Abwesenheit ihrer Herren hatte Mintusche sich das Herumstreichen angewöhnt, war immer seltener nach Hause gekommen und schließlich ganz weggeblieben.

Weder die Oberin noch eine der Nonnen ließ sich blicken. Obwohl Emilie die Pförtnerin dringend bat, sie zu melden. Nur ein Achselzucken, ein mürrisches Kopfschütteln antwortete ihr. Tief traurig machte sie sich auf den Heimweg, ein seltsames Gefühl der Leere und Schwere im Kopf drückte sie nieder.

Als sie aus dem engen Klosterhof ins Freie trat, schrien die Zeitungsverkäufer die eben erschienenen Nummern mit heiseren, überschnappenden Stimmen aus: „Die geglückte Flucht des Grafen Lavalette! Engländer haben den Verurteilten entführt!"

Das Publikum, das auf den Boulevards spazierte oder trotz der Kälte auf den schmalen Gehsteigen vor den Kaffeehäusern saß, horchte auf. Die Stühle wurden zurückgestoßen, man umdrängte die Zeitungsverkäufer, riß ihnen die noch druckfeuchten Blätter aus den Händen

und flüchtete eilig damit auf den verlassenen Platz zurück oder überflog noch stehend unter lauten Verwunderungs- und Entrüstungsausrufen den durch einen dicken, schwarzen Strich sofort in die Augen fallenden Bericht.

Auch Emilie hatte eine Zeitung erstanden. Das Blatt zitterte heftig in ihrer Hand. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Blicken. Halblaut, stockend las sie vor sich hin: „In eine englische Uniform gekleidet, gelang es dem Grafen Lavalette, trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Polizei, aus Paris, wo er so lange versteckt gewesen ist, über die Grenze zu entkommen. Drei Engländer, Mr. Bruce, Hutchinson und Wilson, waren ihm behilflich. Mr. Wilson hatte eine englische Generalsuniform angelegt. Graf Lavalette trug, wie jetzt bekannt ist, unter einem grauen Regenmantel die Uniform eines Quartiermachers. In einem offenen Wagen haben beide ohne Hindernis Paris verlassen. Ihre Pässe lauteten auf die Namen ‚Loussac' und ‚Wallys'. Von Compiègne an benützten die Fliehenden die Post. Überall, wo nach den Pässen gefragt wurde, gab Wilson die kurze Antwort: ‚Englischer General!' Darauf ließ man die Reisenden ruhig passieren.

In Mons (Niederlande) trennten sich die Herren. Graf Lavalette soll sich sofort nach Bayern zu Eugen Beauharnais, einem Verwandten seiner Frau, begeben haben. Mr. Wilson selber berichtete alle Einzelheiten der geglückten Flucht nach Paris. Dieses Schriftstück wurde von unserer Polizei aufgefangen. Man wird die Herren Engländer zur Rechenschaft ziehen."

Im Publikum wurde laut gelacht. Einige stießen Schmährufe auf die Polizei aus, die sich so dumm übertölpeln ließ.

Emilie ließ das Zeitungsblatt fallen. Tränen stürzten über ihr Gesicht. „Er ist gerettet! Oh, Gott sei Lob und Dank, er ist frei," sagte sie ganz laut.

Die Zunächststehenden hörten die Worte und bemerkten ihre maßlose Erregung. Man wich erstaunt von ihr zurück. Keiner hätte sagen können, wer zuerst ihren Namen nannte; aber plötzlich wußte es jeder, daß die unscheinbar gekleidete Frau mit dem dichten, schwarzen Schleier die Gräfin Lavalette, die Gattin des zum Tode verurteilten Flüchtlings war. Ihr hauptsächlich hatte man es zu danken, daß die Flucht geglückt und die Pariser um das Schauspiel einer Hinrichtung gekommen waren.

Gewiß hatte sie auch jene waghalsigen Engländer bewogen, Lavalette weiter zu helfen. Entrüstete Ausrufe, vereinzelte Schimpfworte fielen. Die Umstehenden drängten immer näher an Emilie heran. Jeder wollte sie ganz genau sehen. Ein frecher halbwüchsiger Bengel riß ihr den Schleier vom Gesicht und schnitt bei dem Anblick ihres blassen, pockennarbigen Gesichts eine abscheuliche Fratze: „Pfui, lieber hätte ich mich hinrichten lassen, als mit einer so häßlichen Frau zu leben!" platzte der Junge heraus. Lautes Gelächter belohnte den rohen Witz.

Wie von einem Peitschenhieb getroffen zuckte Emilie zusammen. Ihre Blicke irrten hilfesuchend über die spöttischen Gesichter der sie umdrängenden Menschen. Nirgends sah sie Mitleid oder Achtung vor ihrem Unglück. Nichts als Neugier und Hohn las sie in allen Zügen. Unfähig sich länger zu beherrschen, sank sie mit einem hysterischen Aufschluchzen zusammen.

Ein Polizist schaffte sich mit einigen wohlgezielten Püffen Platz. Ein schriller Pfiff auf einer kleinen Pfeife, und ein paar Gendarmen kamen herbei.

„Einen Fiaker für die Dame!" befahl er.

„Wohin wollen Sie fahren, Madame?"

„Nach der Conciergerie möcht' ich!" schluchzte Emilie. „Dort war ich sicher. Seitdem werde ich überall belästigt, verhöhnt und verfolgt."

„Ich habe keinen Haftbefehl für Sie und kann Sie darum nicht ins Gefängnis bringen," entgegnete der Polizist. „Ihre Wohnung ist auf der Polizei bekannt." Er blätterte in seinem Notizbuch: „Frau v. Lavalette. Rue Notre-Dame des Champs Nr. 48."

Er schob Emilie in den schnell herbeigeholten Fiaker und nannte dem Kutscher Straße und Nummer. Einer der Gassenbuben sprang geschickt auf den Tritt und grinste zum Fenster hinein. Der Kutscher schlug mit der Peitsche nach ihm. Die Schnur zog einen roten Streifen über das blasse, frühreife Gesicht. Der Junge sprang herunter und spie, um seiner Verachtung Ausdruck zu geben, gegen die Räder. Beifälliges Hohngelächter gellte dem rasch dahinrollenden Gefährt nach.

Wie gejagt lief Emilie die Treppe ihrer Wohnung hinauf. Angstvoll sah sie sich um. Das entsetzliche Spottlachen lag ihr noch im Ohr.

„Fort! . . . Eilig packen will ich!" sagte sie laut. „Zu meinem Mann muß ich, der wird mich schützen." Nach Art allein lebender Menschen hatte sie sich angewöhnt, oft laut mit sich selber zu reden.

In ihrem Zimmer stand sie still und dachte nach. Wieder fühlte sie eine solch merkwürdige Leere im Kopf. Sie faßte mit der Hand nach der Stirn. Das Blut pochte in jeder Ader. Die Schläfen klopften zum Zerspringen. Endlich wurde sie ruhiger. Sie schloß den Schreibtisch ihres Mannes auf. Durchsucht war er

gewiß oft von der Polizei worden, trotzdem mußte sie nachsehen, ob nicht noch wichtige Papiere darin lagen. Das meiste würde wohl beschlagnahmt werden nach ihrer Abreise.

Zuerst fielen ihr nur Quittungen und gleichgültige Sachen in die Hände, als sie aber an die Feder eines Geheimfaches drückte, bemerkte sie einen Stoß alter Briefe. Merkwürdig, eine Damenhandschrift — aber nicht die ihre ... Mit welcher Frau konnte Antoine denn jemals Briefe gewechselt haben? Sie sah nach dem Datum und der Jahreszahl. Etwa zwei und ein halbes Jahr nach ihrer Heirat, also kurz nach seiner Rückkehr aus Ägypten, nachdem er sie so entstellt wiedergefunden hatte, begann dieser briefliche Verkehr.

Sie zog einen der obenaufliegenden Briefe aus dem Paket und las:

Mein geliebter Antoine!

Wie reizend war unser Zusammensein. Ich denke noch fortwährend daran. Weshalb machst Du Dir Vorwürfe über unsere Freundschaft? Deine Frau ist Dir, wie Du mir selbst zugestanden hast, nur noch achtungs=, nicht mehr begehrenswert. Ihre Narben erregen Dir einen geheimen Widerwillen, den Du nur mühsam bezwingst, um ihr aus Mitleid verliebte Gefühle vorzutäuschen. Du armer Mann! Du hast so viel Schönheitssinn. Eine häßliche Frau muß Dir geradezu Ekel einflößen. Und die hast Du beständig um Dich. Schrecklich!

Komm zu mir! Ich bin schön. Meine Haut ist samtweich, wie Lilien und Rosen. Deine eigenen Worte!

Wir werden wieder plaudern, uns küssen und selig sein. Morgen abend erwarte ich Dich ...

Deine Marion.

Zweimal, dreimal las Emilie diesen Brief, ehe sie überhaupt begriff, was die Worte sagen wollten. Ihr Mann, Antoine Lavalette, hatte sie betrogen! Er täuschte ihr nur aus Erbarmen eine Liebe vor, die mit ihrer Schönheit entschwunden war?

Sie griff noch mehrere Briefe heraus und las. In anderen Wendungen, mit einigen Umschreibungen blieb es stets dasselbe. Lavalette hatte mit vielen Damen zärtliche Freundschaften gepflegt, und die Schauspielerin Ninon de l'Orme jahrelang leidenschaftlich geliebt.

Wie scharfe Messer schnitten die Worte, die sie las, der Unglücklichen ins Herz. Jede Schreiberin berief sich auf Emilies abstoßende Häßlichkeit, als Entschuldigung für ihre und Lavalettes Freundschaft.

Ein Stöhnen kam über ihre Lippen, das sich in dem öden Zimmer so jammervoll anhörte, wie das Klagen eines verwundeten Tiers.

„Verbrennen muß ich die Briefe, damit kein anderer sie liest!"

Mühsam schleppte sie sich zum Kamin, in dem eine mattblaue Flamme an dem Holzstoß leckte.

Sie warf das Briefpaket hinein. Das Feuer flackerte auf und sank dann zusammen.

„Asche! ... Alles Asche ..."

Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet und sah mit erloschenen Augen vor sich hin. Lüge, Betrug war alles. Ihr ganzes Eheleben eine immerwährende Täuschung, jeder Kuß, jedes Liebeswort. Hinter allem versteckte sich ein geheimer Widerwille ...

Ohne sich zu rühren, blieb sie die ganze Nacht an dem langsam erkaltenden Kamin, in dem einsamen Zimmer sitzen.

Trotz der abgeschlossenen Türen drang am anderen

Morgen wie dumpfes Brausen klingendes Rufen der Menschen, das Glockengeläute all der zahllosen Kirchen und Kapellen von Paris an ihr Ohr.

Irgend ein hoher Festtag wurde in Paris mit den



üblichen Zeremonien und Volksaufläufen gefeiert. Der Lärm steigerte Emilies körperliche und seelische Qualen zur Unerträglichkeit. Sie griff in ihr Haar und zerrte daran.

„Aus jedem Haar fließt Blut. Ich möchte es kahl

abscheren lassen," schrie sie, als das gelöste Haar über ihre Hände fiel.

Wie oft hatte ihr Mann ihre Flechten gestreichelt, die schöne Farbe gepriesen, sich daran erfreut.

„Lügner, Betrüger ... Verräter!" Ihre nach innen gezogenen Lippen wurden weiß. „Für den setzte ich mein und meines Kindes Leben aufs Spiel ... Den habe ich über alles geliebt, dem bin ich unsäglich dankbar gewesen für seine Treue!"

Ihr Schreien ging in Lachen über, in ein entsetzlich mißtönendes Lachen.

Plötzlich schien etwas in ihrem Gehirn zu versagen. Sie drückte beide Hände gegen die Stirn. Ein blödes Lächeln irrte um ihren Mund.

„In die Conciergerie will ich zurück ... In meine Zelle — da war ich sicher." Sie kauerte sich hinter dem Stuhl zusammen und bedeckte das Gesicht mit ihrem Rock. „So kann mich niemand sehen ..."

Erst am Abend des nächsten Tages fand die Wirtin die Unglückliche noch in der nämlichen Stellung, von Hunger entkräftet, vollkommen unbesinnlich und verwirrt.

Der herbeigerufene Arzt riet zu einer Unterbringung in eine Nervenanstalt. Die Gräfin Lavalette sei durch seelische Erregungen und mangelhafte Pflege am Ende ihrer Kräfte. Aber Emilie sträubte sich dagegen, fortgebracht zu werden. Immer nur ins Gefängnis verlangte sie zurück. Herzbrechend weinte und jammerte sie nach ihrer Kerkerzelle.

Endlich gelang es dem Marschall Marmont, den man als Lavalettes Freund benachrichtigt hatte, die Unglückliche zum Verlassen ihrer Wohnung zu bewegen. Man redete ihr ein, sie solle wirklich in die Conciergerie

zurückgebracht werden. Aber während der Fahrt bemerkte Frau v. Lavalette mit der Schlauheit, die geistig Erkrankte oft entwickeln, daß der Wagen eine dem Gefängnis entgegengesetzte Richtung einschlug. Sofort geriet sie in heftige Erregung, schrie laut um Hilfe, stieß das Fenster auf und verlangte zum König geführt zu werden, der ihr gewiß einen Platz in der Conciergerie bewilligen würde. Dieser Gedanke hatte sich nun einmal in ihrem armen verwirrten Kopf festgesetzt und war nicht mehr daraus zu vertreiben. Im Gefängnis hatte sie noch an ihren Mann geglaubt, war glücklich gewesen, sich für ihn opfern zu dürfen. Deshalb verlangte sie dorthin zurück ...

Als sich die Nachricht von Emilie Lavalettes geistigem Zusammenbruch in Paris verbreitete, schlug die Stimmung im Publikum rasch um. Man bedauerte plötzlich die arme Frau und bewunderte sie wegen ihres Heldenmuts. Die Freunde Lavalettes wurden nicht mehr streng bewacht. Marschall Marmont, Graf Chassenon und andere durften sich der kleinen Josephine annehmen, ja sogar an Lavalette, der wirklich in Bayern bei Eugen Beauharnais Zuflucht gefunden hatte, schreiben und ihm über die Krankheit seiner Frau Bericht erstatten.

Im Jahre 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den geflüchteten Grafen Lavalette, der nun ungehindert nach Frankreich zurückkehren konnte. Seine Freunde bereiteten ihm einen begeisterten Empfang. Aber sie fanden nur den Schatten des früheren geistsprühenden, lebhaften Lavalette.

Seine Frau blieb stumm. Nur einmal in all den Jahren hatte er das Fragment eines angefangenen Briefes von ihr bekommen, in dem es hieß: „Ich fürchte das Leben. Es widert mich an. Und doch muß ich's ertragen. Es fehlt mir nicht an Mut. Das weißt Du ...

Aber das Herz tut mir so bitter weh ..." Das war alles gewesen. Kein Wort weiter.

Erschüttert, aufs tiefste ergriffen, stand nun Lavalette, mit Josephine an der Hand, vor seiner Frau, die kümmerlich im Lehnstuhl saß, zusammengesunken, vollkommen gebrochen und teilnahmlos. Weder ihren Mann noch ihre Tochter erkannte sie. Vergebens rief Lavalette sie mit allen Liebesnamen einer früheren glücklichen Zeit, während Josephine vor der Mutter niederkniete und weinend den Kopf in ihren Schoß barg ... Umsonst! Nichts vermochte der Kranken ein Lächeln, ein freundliches Wort zu entlocken. Aber Lavalette konnte das Schreckliche nicht fassen. Durch liebevolle Aufopferung glaubte er zu erreichen, was der Kunst der Ärzte versagt blieb.

An den Ufern der Seine, in Meudon, mietete er ein einsames Landhaus, in der Hoffnung, die Landschaft, der Ort, an dem sie einst so glücklich mit ihm gewesen war, könnten der Kranken das Gedächtnis zurückgeben, sie gesund werden lassen.

Eine bittere Täuschung! Emilie blieb sanft und fügsam, aber ein unheilbarer Trübsinn umspann sie.

„Die Tat, die ihrem Leben Inhalt gab und sie unsterblich machte, hat ihren Geist für immer zerstört," sagte Lavalette traurig zu seiner Tochter, wenn Emilie am Ende der Mahlzeiten furchtsam ein Stück Brot vom Teller nahm und es in der Tasche ihres Kleides verbarg, weil sie glaubte, wieder im Gefängnis zu sein.

Daß es aber seine eigene Untreue gewesen war, die den Verstand seiner unglücklichen Frau zerrüitet, ihr das Herz gebrochen hatte — das erfuhr der Graf Antoine Lavalette niemals.



Bauernstolz

Erzählung von Elisabeth Dagmar-Gotthelf

Die Sensen fahren durchs taufeuchte Gras mit tiefem, vollem Rauschen. Silbern blinkt's auf den Wiesen, darüber ein kräftig-kühler Morgenwind streicht. Noch geht kein Sonnenblitz in die Talsenke hinunter, nur die höchsten Spitzen droben im Geschröf glühen auf, wie von innerem Feuer verzehrt. Lichtblau steht der Sommermorgen über den Bergen; ein kleiner Sänger hebt sein Liedlein an, dem Licht zu Ehren, ein zweiter fängt's auf und gibt's weiter, andere folgen, und bald tönt ein Jubilieren durch die Frühe, daß es den härtesten Menschen wundersam durchgeht.

Halb unbewußt hält die Vroni vom Freitannerhof inne im Mähen und schaut hinauf ins Gewänd, wo der Glühschein langsam golden wird und hernieder steigt von Fels zu Fels, von Alm zu Alm. Das ist die werdende Hoffnung, wie ein wachsendes stilles Glück dieser wandernde Goldstreifen da droben; etwas, wie es seit ein paar Monden durch des Mädchens Seele klingt, seit der Lois — —

„Vroni!"

Sie schrickt zusammen und fährt herum, heiße Röte steigt ihr ins Gesicht: der, an den sie eben gedacht, steht vor ihr, mit einem so eigenen Ausdruck im Gesicht.

„Lois" — sie stottert in ihrer Verwirrung, obwohl es ihre Absicht ist, ganz unbefangen zu erscheinen — „Lois, wia kimmst denn so schnell wieda auffa? Grad hast dei' Mahd firti g'macht mit die andern drunt. Hast ebba den Wetzstoa lieg'n lass'n?"

Der kräftige Bursch vor ihr mit den offenen, männlichen Zügen, mit den trotzigen Blauaugen lächelt ein wenig, wird aber gleich wieder ernst.

„Na, Vroni," antwortet er, „den Wetzstoa hab' i net vergess'n, aber" — wieder ruhen seine Augen mit dem eigenen Ausdruck auf ihr — und dann setzt er langsam hinzu: „Aber mei' Herz!"

Einen Augenblick ist ein tiefes Schweigen um die beiden jungen Menschen, dann hebt der Bursch wieder an mit einer Stimme, die mühsam die Erregung niederkämpfen will: „Vroni! I muaß amal mit dir red'n, drum bin i no amal auffa. Seit fünf Monat bin i jetzt auf dein Vatern sein Hof. Vom erscht'n Aug'nblick, wo i di g'sehn hab', is mir a Freud aufg'sprunga da drin in der Brust. Aber i hab's niederg'halt'n und hab' denkt: Narr, dir gibt der Freitanner nia sei' Kind, und wer woaß, ob du net a der Vroni zum G'spött bist. Aber härter is die Sach' wor'n, wia i g'merkt hab', daß du a auf mi schaust. I hab's gar net glaub'n woll'n und könna, daß du, die reiche Bauerntochter, an arma Knecht, der freili an ehrlinga Nama hat, a mög'n könnt'st. Aber allweil is deutlicher wor'n. Hab' i di ang'schaugt, is dir 's Bluat helliacht aufg'schoss'n, bin i an dir vorbei ganga, host di wegdraht, daß i di net ored'n ko, und da hab' i's nimma dahalt'n kinna und — Vroni!" — er ergriff ihre Hände mit festem Druck. Heißes Bitten trat in seine Augen und ging durch den Klang seiner Stimme. „Heut in dera Gottesfruah frog i di: host mi wirkli gern, so vo z'tiafst aussa, wia'r i di, na sag's jetzt!" Er ließ ihre Hände los und trat einen Schritt zurück.

Da hob das Mädchen den Kopf, glutübergossen das Gesicht; aber ohne Gezier kam die schlichte Antwort, leis und dennoch klar und sicher: „Ja, Lois, i hab' di von Herz'n liab, seit i di kenn'!"

Aufjauchzend wollte er sie in die Arme schließen,

aber sie wehrte ihm sacht. „Halt, Lois, no net, i muaß dir a no z'erst was sag'n." Sie atmete ein paarmal tief auf, wie ein Mensch, der eine schwere Last mit sich herumschleppt. „Lois, der heutig Tag is der schönst, aber a der schwerst in mei'm Leb'n, oaner, nach dem i dürst't hab' wia 's Bleamerl nach Wasser und nach der Sonn', und oaner, vor dem mir 's Fürcht'n auf-g'stieg'n is, daß mir 's Herz schier nimmer schlag'n hat woll'n."

„Vroni!" Ein wunderndes, abwehrendes Befremden klang in diesem Ruf.

„Na, Lois, net vor dir." Sie sah ihn an mit einem feinen, lieben Lächeln, daß es dem Burschen heiß wurde dabei. „Hätt' i dir sonst g'sagt, daß i di a mag? Na, g'fürcht't hab' i mi vorm —" Einen Augenblick zauderte sie noch und setzte dann langsam und unendlich schwer hinzu: „Vorm Vater."

Lastende Stille folgte. Versunken all die strahlende Gottesfrühe dieses Sommertags, zu Boden geschlagen die selige Freude des Sichfindens vor diesem einen kleinen Wort.

Man muß die Hochlandsbauern kennen in ihrem starren Festhalten an Herkommen und alter Sitte, in ihrer ganzen eigensinnig-zähen Art des Denkens und Empfindens. Daß ein Herrenbauer seine Tochter, selbst wenn sie nicht Erbin war, einem Minderbegüterten zum Weib geben sollte, wäre schon an und für sich unbegreiflich gewesen, daß aber gar ein Knecht um sie freien dürfte, hätte als der Gipfel des Ungeheuerlichen gegolten. Das wußten die beiden jungen Menschen auf der Bergwiese gar wohl, und ein eisiger Schreck packte den Burschen, als er an all das dachte. Freilich wohl: ihm würden geifernde Schadenfreude und

schneidender Hohn nichts anhaben; aber die Vroni — ob sie den Mut besaß, ihm in allem getreu zu bleiben?

„Lois, i hab' di gern!" Schlicht kam die Antwort auf die stumme Frage, die sie von seinem zuckenden Gesicht ablas.

Das schloß alles aus: Zweifel, Angst und Not. Jähe Röte schoß dem Burschen ins braune Gesicht. „Vroni!"

Und diesmal wehrte sie seinem Arm und Mund nicht.

Der Goldstreifen war über die Schroffen herabgeglitten und lag nun leuchtend und funkelnd über der Wiese, die beiden Liebenden in ein Lichtmeer tauchend. Eine Lerche schwang sich trillernd ins Blau, und der Wind sang leise in den Tannen. Still sahen die beiden jungen Menschen in den frischen Morgen; Glückseligkeit war in ihnen.

Plötzlich zuckte das Mädchen zusammen und deutete auf den Pfad, der sich vom Tal heraufzog. „Lois, da kimmt mei Bruada. Paß auf, der spürt uns nach!"

Ruhig sagte der Bursch: „Jetzt g'hör'n mir z'samm, da kann koaner nix drei'red'n." Und mit einem eisenharten Nachklang in der Stimme: „Heunt auf d' Nacht red' i mit 'n Vatern!"

Schweigend nickte Vroni. Ein helles Licht war in ihren Augen und ein herber Kampfzug um den Mund.

Dann wandten sie sich mit jener starkgefügten Ruhe des Älplers, die alle Stürme des Innern verwindet und nach außen nichts merken läßt, ihrer Arbeit zu. Sie hatten schon ein tüchtiges Stück gemäht, als Nickl, ihr Bruder, der Hoferbe vom Freitanner, plötzlich vor ihnen stand: ein vierschrötiger Bursch mit einem herri-

schen Gesicht, in dem ein Paar kalte graue Augen unter dichten schwarzen Brauen auf der Lauer lagen; drüber eine klobige Stirn, überscheitelt von schwarzem, strähnigem Haar.

Es ging von ihm in der Gegend die Rede, daß er noch schärfer als der Alte auf Geld und Ansehen aus sei, nicht so sehr aus ererbtem Bauernstolz als vielmehr aus einer Habgier und Raffsucht heraus, die keinem anderen etwas gönnte. Man munkelte auch in den Stuben, daß er gelegentlich seine Hand im Spiele gehabt, wenn kleinere Bauern plötzlich auf die Gant kamen. Aber vor dem reichen Freitannersohn schwieg allemal der laute Verdacht.

Reich war der Nickl, auch ohne den Hof. Er stammte aus erster Ehe und hatte mütterlicherseits ein gar stattliches Barvermögen allein geerbt. Die Freitannerin hatte diesen Willen kurz vor ihrer zweiten Geburt „notarisch" kundgegeben. Sie wisse, sagte sie, daß sie in diesem Kindbett sterben werde, und ihr Bub solle wenigstens, wenn der Mann wieder heirate, sein Eigenes haben. Der Freitanner hatte damals gelacht, aber das Lachen verging ihm schnell, als der Arzt eine Frühgeburt meldete und Mutter und Kind wachsbleich unter den flackernden Totenkerzen lagen. Damals zählte der kleine Nickl anderthalb Jahre.

Nach der angemessenen Zeit heiratete der Freitanner wieder. Es war eine stille, schöne Frau gewesen, die, wo es immer anging, die Härten ihres Mannes zu mildern bestrebt war. Aber der Bauer konnte die erste nie ganz vergessen, und eine schier abgöttische Liebe hegte er für den Sohn, ihr letztes Geschenk an ihn. Oft und oft erzählte er dem aufhorchenden Buben von seiner Mutter und ihrem Reich-

tum, der zum guten Teil auf ihn übergehe. So weckte er, ohne es zu merken und zu wollen, eine unbezähmbare Gier nach Geld in dem Heranwachsenden.

Und wie der Nickl nun endlich mündig war, kannte er nur eine Lust: das Geld zu mehren. Zuerst ging's auf rechtlichem Weg, und der Alte wurde nur noch stolzer auf den sparsamen, findigen Erben; aber bald übermannte den die Gier, und er trieb unlautere Geschäfte, freilich so geschickt, daß ihm niemand etwas beweisen konnte, und der Vater nichts erfuhr. So standen die Dinge, als auch die zweite Freitannerbäuerin vor wenigen Jahren starb. Und nun führte Vroni dem Vater den Haushalt, bis die dritte einzog.

Daß die Vroni einen „Geldigen" heiraten müsse, das gehöre sich so für die Freitannertochter nach Nickls Meinung. Aber das Mädchen, das wußte, wie sehr der Stiefbruder aufs Geld aus war, und daß es ihm nur um die Auszahlung ihres Anteils am Hof zu tun war, gab ihm noch jedesmal die schroffe Antwort: „I heirat' oan, der mir g'fallt, und sunst überhaupts net."

Der Freitanner selber kümmerte sich nicht viel um die Wechselreden seiner Kinder, denn in ihm war das Bewußtsein: wenn's so weit is, red' ich doch das letzte Wörtl.

Schon länger hatte der Nickl ein Arg auf den Lois und die Vroni, aber nichts konnte er herausfinden, trotz gelegentlicher Sticheleien. Heute schien ihm die Gelegenheit günstig. Mißtrauisch musterte er die beiden, die seinen kargen Gruß gelassen erwidert hatten. „Warum seid's denn ös ganz alloa da herob'n? Und wo san denn die andern?"

„Auf der Bachwies'n, zum Mah'n," antwortete ruhig der Lois.

Nickl ließ aber nicht nach. „G'hört's eppa a zum Mah'n, daß ma a Viertelstund auf oam Fleck sicht und schaugt, ob 's Gras vo selba fallt?"

Diesmal war es Vroni, die lachend Bescheid gab: wenn man vier Stunden gemäht habe, dürfe man wohl ein wenig rasten, und daß sich da jeder an ein anderes Wieseneck stellen werde, um nur ja nicht mit dem anderen plaudern zu können, das werde der Nickl wohl nicht erwarten.

Der biß sich ärgerlich auf die Lippe und schwieg; aber er nahm sich vor, dem Vater nächstens einen Wink zu geben. Er mußte nur noch Greifbareres in Händen haben.

Und so mähten die drei den Gang hinunter, zwei voll stiller Seligkeit und mit gefaßtem Mut, der dritte mit bösen Gedanken, fest entschlossen, ein dunkel geahntes junges Glück zu vernichten.

Über allem aber leuchtete in seiner unendlichen Bläue der klare Berghimmel, ging ein strahlender Sommertag seines Wegs, unbekümmert um Menschenstreit und Menschenleid.

Es war nach dem Nachtessen. Die Mägde hatten die Schmarrnpfanne hinausgetragen, das Eßgeschirr abgeräumt und das grobleinene Tischtuch in den eingemauerten Wandschrank getan. Der Freitanner saß allein am Eichentisch, um beim letzten Tagesschein ein wenig die Zeitung zu studieren: eine große, schwere Gestalt mit dem gleichen Schwarzhaar wie der Sohn und einem noch herrischeren, hochmütigeren Zug um den Mund, langsam und bedächtig in allen Bewegungen, wie von einem eisenharten Willen gelenkt. Ein fahler Schein zuckte durchs Zimmer. Der Bauer

hob den Kopf und sah unwirsch zum Fenster hinaus. „Wird leicht a Wetter komma," dachte er halblaut vor sich hin, „und das schöne Heu drauß'n!" Er erhob sich, um selber nach dem Rechten zu schauen.

Da trat Vroni ein und hinter ihr der Lois. „I hab' scho überall nachg'schaugt, Vater," sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme. „Braucht's nimma nausgeh'; so grob werd dös Wetta net."

Der Bauer nickte und redete den Lois an: „No, was möchst du? Is was z'meld'n?"

Es war so dunkel geworden, daß der Freitanner des Burschen Gesicht nicht mehr erkennen konnte. So sah er nicht die gesammelte Kraft darin, sah auch nicht das stille und lodernde Feuer in Vronis Augen; er hörte nur den merkwürdigen Klang in der Stimme des Lois, der nicht war, als ob ein Knecht zum Herrn spräche, als der Bursche nun langsam entgegnete: „Na, i möcht heut ebbas b'sunders mit Euch red'n!"

„So? Alsdann kent's*) Liacht o, Vroni, und mach di furt; 's werd Männerred' sei'." Er setzte sich schwerfällig wieder auf die Bank, die um den Tisch lief.

Ein leichtes Beben ging durch des Mädchens Gestalt. Nun kam das Schwere, vor dem sie gebangt. Endlich brannte das Licht. Als sie nun ihrem Verlobten in das männliche, offene Gesicht sah, verließ sie die Furcht, und alle angeborene Willenskraft erwachte in ihr zu doppeltem Leben.

„Die Vroni kann dableib'n; sie geht mei' Red a an, und net zum mindesten." Ruhig und sicher kam das.

„So?" Staunendes Befremden und ein kurzes Warnen lag in diesem Ruf. Ein scharfer Blick flog

*) okent'n = anzünden.

unter den buschigen Brauen von einem zum anderen, und plötzlich beugte sich der Alte vor, stahlhart klang seine Frage: „Lois, du wirst doch net am End' mei' Dirndl begehr'n?"

Und stahlhart, wie Stein auf Stein, kam's zurück: „Wohl, Freitanner, dös werd' i!"

Minutenlang war's totenstill in der Stube. Nur die alte Wanduhr schlug wie ein pochendes Herz: tack, tack — tack, tack.

Der Bauer sah den Lois an, wie einen Menschen, der einen Fels umrennen will, dann schüttelte er den Kopf und sagte trocken: „Lois, du bist a Narr!"

Das klang so erledigend, so verächtlich, daß Vroni leicht zusammenzuckte. Aber wieder kam die ruhige Stimme, so bestimmt und klar, wie nur festes, vollbewußtes Wollen sie haben kann: „Na, Bauer, i bin koa Narr. I woaß, was i sag'. Die Vroni und i, mir ham uns gern, so wia's sei' muaß. Mir wiss'n's wohl, was mir mit unsrer Liab ananđer auflad'n, aber wenn oans des ander tragt, na is des Schwarst a Kinderg'spiel. Arm bin i, sell wohl, aber so viel hab' i no, daß i an Hausstand gründ'n kann, und an Arbeit und Verdienst wird's net fehl'n."

Der Freitanner erwiderte kein Wort. Er stand langsam auf und ging auf seine Tochter zu. Auch die erhob sich. Einen Augenblick standen die beiden hohen Gestalten einander stumm gegenüber. Wieder fuhr ein fahles Leuchten in die dunklen Winkel, und in der Ferne murrte ein leises Grollen nach. Auch im Gesicht des Alten wetterleuchtete es. „Und die Vroni?"

Das Mädchen schaute fest in die drohenden Augen vor ihr. „Vater, i hab' Enk gern, aber vom Lois laß i nimma! I bitt —"

Sie kam nicht weiter; mit einem harten Griff packte sie der Alte am Arm. „Du ehrvergess'ne Dirn! Moanst, i hab' nix mehr drei'z'red'n! Hinter mein' Ruck'n fangt's mit so an Hungerleider an, und glaubt, i heb' nacher nur d' Händ' auf zum Seg'n! Koan Pfennig Geld kriagst, vom Hof jag' i di mit Schimpf und Schand — —"

Traurig, aber bestimmt fiel sie ihm ins Wort: „Vata, dös könnt's Ös, aber mei' Liab werd nur größer desweg'n!"

Einen Augenblick starrte der Mann betroffen in das bleiche, gefaßte Gesicht; dann lachte er hart auf. „Moanst, i laß' di dem überhaupts — di, d' Freitannertochter! Falsch g'rechnet. Morg'n no red' i mit'm Bergmosersepp."

„Vater!" Hochaufgerichtet stand sie vor ihm. Auch ihre Augen blitzen nun: „Vater! Verkaufen laß' i mi no net, und Ös könnt's mi zu nix zwinga; i bin volljährig —"

Ein dumpfer Laut kam aus der Brust des Freitanners. Aschfahl im Gesicht hob er die Faust zum Schlag. Mit einem Schreckensruf sprang der Lois hinzu. Da tönte von der Tür her eine warnende Stimme: „Vater!"

Die drei Menschen fuhren herum. Mit einem halb spöttischen, halb haßerfüllten Ausdruck im Gesicht stand der Nickl da. Blitzschnell hatte er die Lage erfaßt. „No, Vata, hast dei' ehrenwerte Tochter und den braven Knecht derwischt?"

Der Bauer lachte wieder auf, jenes harte, spöttische Lachen. „Wia moanst? Derwisch'n? Wohl, no besser, heirat'n möchten's, und i soll mein Seg'n dazua geb'n. Net schlecht, gelt?"

Ein böses Licht glomm in Nickls grauen Augen auf. So weit war's also schon! Da mußte man vorschauen. Und laut sagte er bissig: „Aha, desz'weg'n die Rast heut fruah auf der Höllwandleit'n und dös Beianandersteh'. — So, so!"

Der alte Freitanner horchte auf. „Was is da gwen?"

Aber ehe Nickl antworten konnte, sagte Lois mit fester Stimme: „Mir brauch'n uns net schama." Und wahrheitsgetreu erzählte er den Vorgang. Daß sie sich erst heute früh versprochen hätten und sofort einig gewesen wären, dem Bauern alles baldigst zu sagen.

„Damit's heiraten und 's Geld vom Freitannerhof kriag'n könnt's," vollendete Nickl trocken. „Freili, dös war recht, wenn der Vata auf d' Gant komma is, und ma woaß gar net recht, wia dös zuaganga is —"

„Nickl!"

Ein Aufschrei, der alle zusammenfahren ließ. Lois stand plötzlich knapp vor ihm. Mit unheimlicher Ruhe fragte er, während seine Augen im Gesicht des anderen brannten: „Woher woaßt du von dem?"

Bei dieser Frage durchzuckte Nickl ein eisiger Schreck. Teufel, wenn der Bursch Wind bekommen hätte, daß er damals beim Zusammenbruch des alten Leixner die Haupthand im Spiele hatte, dann würde es gefährlich. Hier wußte kein Mensch von der Sache; alle glaubten, der Leixner sei in die Hände von Halsabschneidern gefallen, und nun mußte er den Sohn auf diesen Verdacht bringen. Und wenn der Freitanner das erfuhr, dann konnte etwas Heilloses daraus entstehen, denn in derlei Dingen verstand er keinen Spaß. Und trotzdem sollte der Lois die Vroni und das Erbteil nicht haben! Blitzschnell kamen und

gingen diese Erwägungen in seinem Kopf, aber er zuckte nur gleichmütig die Achseln. „Ah mei', die Leut' red'n halt manchmal!"

Lois sah ihn forschend an, aber das Gesicht des anderen blieb unbewegt. „Hüt dei' Zung!" Wie schneidende Messer fielen diese drei Worte; dann straffte Lois sich noch mehr zusammen.

„Freitanner, zum letzten Mal frag i di, gibst mir dei' Dirndl oder willst es unglücklich sehg'n sei Lebtag lang? Arm bin i, net durch eigne Schuld, a net durch d' Eltern, wenn d' Leut' a so red'n. Aber ehrli bin i. Bauer, sei net hart!"

Wieder war's totenstill, nur die feurigen Schlangen leckten zum Fenster herein, und schwer schlugen einzelne Regentropfen an die Scheiben. Da ging eine nüchtern sachlich klingende Stimme durchs Zimmer: „Vater, i hab' an Ausweg. Ös könnt's die zwoa net ausananderreiß'n. Jagst d' Vroni davon, san die Freitannerischen schimpfiert vorm ganz'n Dorf. Laßt as heirat'n, lach'n Enk d' Leut' aus mit so an arma Hochzeiter. Also anders: der Lois geht auf a Jahr fort, und wenn er z'ruck kommt und hat was Ord'ntlichs —"

Nickl kam nicht weiter. „Bist narrisch worn?" fuhr der Freitanner auf. „Du, der Bauernsohn, hilfst zu den Hungerleider?"

Auch Lois und Vroni sahen erstaunt auf den plötzlichen Fürsprecher. Beide ahnten nichts Gutes.

Doch der erwiderte gelassen: „I helf net zu dene, i denk' ans Ansehn vom Freitannerhof!"

Das traf gut. Der alte Bauer zuckte zusammen wie unter einem Peitschenschlag. Freilich, das Davonjagen ging leicht, aber dann der Freitannerhof, die alte, stolze Sippschaft, im Gered' — und auf der

anderen Seite ein Jahr Zeit ... Kann viel g'scheh'n inzwischen.

Und wieder ging die ruhige Stimme in seine widerstreitenden Gedanken: „Also a Jahr Zeit, aba der Lois muß so was z'weg bringa" — die Stimme ward um einen Ton schärfer — „daß da reich Freitanner sag'n muaß: ‚Lois, denk nimmer z'ruck an das ander, sunst muaß i mi schama'!"

Wieder die schwere Stille.

Totenbleich lehnte Vroni an der Wand; wie spinnfein das ausgeklügelt war, nie würde der Vater das sagen. Aber wo war ein Weg — ein Weg? ...

Der alte Freitanner richtete sich auf. „Mei' Bua hot recht. Kimmst nach an Jahr so z'ruck, daß i bitt'n muaß: ‚denk' nimma an die vorig Zeit', na magst as Diandl hab'n, sunst nia!"

Ein merkwürdiger Schein ging über das Gesicht des Lois. Er sah den Hohn um Nickls Mund, er sah die starre Entschlossenheit des Alten, und er sah zuletzt die unwandelbare Treue in Vronis Augen.

„Bauer!" Hart und schwer klangen seine Worte. „Bauer, mei' Kraft gegen die dei'! Du verlangst viel, so viel, daß d' moanst, i kannt net drüber. Aber i schaff's; mei' Liab werd mir helf'n. Und, Bauer, in oan Jahr forder' i d' Vroni von dir, aber so, daß d' dei' Wort wahr macha muaßt!" Wie ein Schwur klang das letzte. Still ging er auf Vroni zu. „Pfüat di Gott, Dirndl, bleib stark, i schreib' net ehnder, bis die Zeit um is." Ein Druck, daß ihr die Hände schmerzten, dann wandte sich der Bursch zum Gehen.

„Lois!"

Es war ein Schrei der tiefsten Herzensnot und wilden Schmerzes. Er hielt noch einmal unterm

Türpfosten und sah sie an. Nie hat die Vroni den Blick vergessen ... Ein Zucken lief über sein Gesicht. Dann wieder ein mannhaftes Zusammenreißen. Schwer und dumpf fiel die Tür ins Schloß.

Das war der Anfang der Liebe zwischen Veronika Linhammer und Alois Leixner.

Acht Wochen später. Wieder ein strahlender Bergsommertag, der zur Rüste ging. Goldglanz lag den Bergriesen um die Häupter. Jetzt ward er rot wie funkelndes Edelgeschmeide. Nun taten sie ihn ab und legten dafür tiefviolette Mäntel um die Schultern, mit dunkelgrünem, breitem Saum. Über die Höllwand stieg schon langsam die Nacht herauf.

Mit hastigem Ruck riß um diese Stunde der Freitannernickl die Tür zur Wohnstube auf und schrie mit einer vor Aufregung heiseren Stimme hinein: „Kriag ham ma, geg'n Rußland! Morg'n is erster Mobilmachungstag!" Dann fiel er erschöpft auf die Ofenbank.

Die beiden Menschen, die jeden Abend dort saßen, der alte Bauer und Vroni, starrten ihn an, wie einen, der berichtet: „Im nächsten Augenblick fällt euch das Haus überm Kopf zusammen!" Und wieder war's jene unheimliche Stille wie vor etlichen Wochen; dann sagte der Freitanner aus dem Dämmer heraus: „So!"

Und wieder Schweigen.

Mit halblauter Stimme fing alsdann der Nickl an zu reden von allem im Dorf Gesehenen und Gehörten, jetzt schon wieder ganz sachlich und nüchtern. Er erzählte weiter: von denen, die morgen in der Früh einrücken müßten, von solchen, die noch in der Nacht von den Almen geholt wurden. Der Vater schwieg noch immer.

Nach einer Weile stand der Bursch auf. „I muaß no amal ins Dorf abi zum Lehrer und zum Lenz'n." Der Lenz war der nächste Vetter der Freitannerischen.

Da tat der Alte die Lippen voneinander. „Wann gehst?"

Und der Sohn ebenso kurz darauf: „Morg'n auf d' Nacht!" Dann war er hinaus.

In der Stube blieb das Dunkel und die lastende Stille zurück. Man muß wissen, was es für einen Bauern heißt, den einzigen Buben herzugeben, für den all die Jahre her gesorgt und geschafft wurde. War auch beim Freitanner kein großer Gefühlsüberschwang vorhanden, auch jetzt nicht, in diesen flammenden Stunden, die ein Volk von etlichen siebzig Millionen zu den Waffen riefen, so gingen doch schwere Gedanken unter der kantigen harten Stirn um. Morgen schon fort, ins Ungewisse, vielleicht schon bald an den Feind, vielleicht in den Tod — und dann der Hof? —

Halblautes Stöhnen rang sich schwer über die Lippen des Mannes. Da legte sich eine Hand auf seinen Arm, und durch die Dunkelheit kam die Stimme seiner Tochter mit einem warmen Klang, den sie seit jener verhängnisvollen Unterredung nie mehr gehabt. „Vata, es müss'n's viele trag'n, und no schwerer! Mir können's no schaff'n, aber andre, arme Hascher? Und viel müss'n fort, ohne daß sie eanere Leut' no amal sehg'n, Vata, mir geht's a aso!" Ein Schwanken kam in die feste Stimme.

Dröhnend fiel die Faust des Alten auf die eichene Tischplatte.

„Halt's Mäu! I brauch deine Sprücheln net. Und dös sag' i dir glei', no a Wörtl, wann d' sagst,

von dera unguat'n G'schicht mit dem Hansdampf, na nimm i mei' Versprech'n z'ruck. Vor an Jahr werd nix drüber g'red't, verstand'n? Bin eh narrisch gwen, daß i auf den Handel einganga bin. Von mir aus —" Er brach plötzlich ab und murmelte einen Fluch vor sich hin.

Da stand die Vroni auf und sagte mit harter, klangloser Stimme: „I red' nix mehr, braucht's Enk net fürcht'n." Dann ging sie mit schleppenden Schritten aus der Stube.

Draußen auf der Hausbank saß an diesem Abend noch lange ein stilles Mädchen. Sie weinte nicht. Mit zusammengepreßten Lippen starrte sie in das Sterngeflimmer ob ihren Häupten. Tiefe Bitterkeit war in ihr; sie hatte die Heimat ganz verloren, und der ihr jetzt am nächsten stand, weilte in der Ferne, fuhr vielleicht schon gegen den Feind.

Der Nickl war fort. Es gab kein großes Abschiednehmen. Das ist nicht üblich bei den Bauern. Ein Händedruck, ein paar Worte vom Vater und ein kurzes: „Laß dir's guat gehn!" von der Vroni — das war alles.

Der Freitannersohn ging nicht sonderlich gern. Begeisterung war seinem Wesen fremd. Er zog in den Krieg, weil man es ihm befohlen hatte.

Ein paar Tage später brachte der alte Postbote einen Brief für Vroni. Sie war gerade allein daheim, alle anderen auf dem Felde. Eine lichte Röte stieg ihr in die schmal gewordenen Wangen, als sie hastig die Hülle erbrach. Eine Ahnung sagte ihr, daß er vom Lois sei. Mit harter, ungelenker Hand standen da ein paar kurze Sätze.

„Liebste Vroni! Konnte nicht mehr zu Dir kommen, weil sofort einrucken mußte. Bin schon auf der Fahrt nach Frankreich. Jetzt geht's vielleicht am besten, daß ich Deinen Vater dazu bring', daß er sein Wort halten muß. Um alles andere mußt Du den Herrgott bitten. Lebe wohl! Es küßt Dich Dein lieber

Lois."

Da brach die starre Fassung des Mädchens zusammen. Heißes Schluchzen durchschüttelte sie. Aber die Tränen wirkten wohltuend, die tiefe Bitterkeit wich, wenn auch der Schmerz gleich stark blieb. Als sie aber den Vater quer über die Wiesen kommen sah, nahm ihr Gesicht wieder den verschlossenen Ausdruck an. Hart stieß hier auf hart.

Die Wochen und Monde vergingen in gleichmäßigem Tagwerk. Draußen tobte der Weltbrand — hier in diesem abgelegenen Bergtal war tiefster Friede. Allerdings nur nach außen hin. Tief drinnen im Herzen nagte die heiße Sorge um die Söhne und Väter an den Daheimgebliebenen. Aber das sah man bloß an einem Zucken des Mundes oder an einem angstvollen Blick, wenn der Postbote an der Haustüre vorbeiging. In Worte kleidete sich die Herzensnot nur selten.

Ganz in die hinterste Kammer gedrückt und unter Verschluß gelegt wurde sie im Freitannerhof. Der alte Bauer ging umher wie sonst, war überall auf dem Posten und sah alles. Lag ein Brief vom Sohn auf dem Tisch, was nicht eben häufig der Fall war, so las er ihn langsam und ruhig wie die Zeitung, steckte ihn dann in die Westentasche und schwieg. Niemand sah die herbe Linie um Vronis Mund, wenn sie in solchen Augenblicken aus der Stube ging. Sie fühlte wohl, daß der Alte sich härmte, aber jenen

schroff abgewiesenen Tröstungsversuch mochte sie doch nicht wiederholen. Der Bauer merkte, daß sein Kind blasser und verschlossener wurde, je weiter die Zeit vorrückte, aber sobald er an den Hungerleider und Hansnarr dachte, stieg ihm siedend der Zorn zu Kopf, und er preßte die schmalen Lippen noch fester aufeinander als gewöhnlich; nicht um die halbe Welt hätte sein Stolz ein gutes Wort zugelassen. So gingen diese beiden Menschen in hartem, verbissenem Schweigen aneinander vorüber, und immer weiter ward die Entfernung zwischen ihnen, obgleich sie unter einem Dach hausten.

Und dann kam das Furchtbare.

Ein trüber, schneedunkler Spätnachmittag, kurz vor Weihnachten. Unaufhörlich rieselten die Flocken, die Tannen standen schweigsam in ihren Pelzmänteln, und auf den Latten des Gartenzauns wuchsen und wuchsen die weißen Käppchen. Vom Weg, der vom Dorf heraufführte, sah man fast nichts mehr, obwohl man ihn erst vor kurzem ausgeschaufelt hatte.

Und immer weiter schneite es, lautlos, ohne Ende.

Eine Gestalt kämpfte sich mühsam durch das weiße Meer: der alte Postbote. Er gab dem Freitanner, der dabei war, die Rösser abzuschirren, zwei Briefe und die Zeitung.

„Werd vom Nickl sei'," meinte er dabei, indem er den Schnee von der Ledertasche wischte.

„Wohl, wohl," nickte der Bauer gleichmütig, „werd scho a so sei'." So daß dem Postjackl im Weiterstapfen das Wundern kam über so viel Gleichgültigtun.

Der Freitanner hatte indes seine Rösser versorgt, klopfte nun sorgfältig den hartgefrorenen Schnee von den Stiefeln und ging in die Wohnstube. Niemand

war zu sehen. Die Mägde schafften im Stall, Vroni in der Küche. Schwerfällig ließ sich der starke Mann auf der Tischbank nieder und zog bedächtig seine Briefe heraus. Er nahm zunächst, ohne den anderen anzuschauen, den vom Nickl und begann zu lesen. Er schrieb, wie gewöhnlich, vom Leben im Schützengraben und über allerhand Gefechte. Der Bauer beugte sich dicht übers Papier — ein wilder Fluch entfuhr ihm: da stand es schwarz auf weiß: „Und denk' Dir nur, seit gestern steht bei meiner Abteilung an Stelle eines gefallenen Unteroffiziers der Lois vom Leixner, unser künftiger Schwiegersohn und Bruder! Bis jetzt bin ich noch nicht mit ihm zusammengetroffen, weil wir grad' Rasttag haben, aber für die nächsten Tag' mach' ich mich drauf g'faßt. Er soll sehr viel Kuraschi haben, sagen die Kameraden. Wird wohl wahr sein — damit Du Dich später schamen mußt —"

„Hungerleider, damischer, muaßt überall dabei sein, daß i vo dir hör'!" knirschte der Lesende zwischen den Zähnen. „Aba no san mir's net, Brüaderl, ko' leicht no a Franzos'nkügerl kemma." Die Furchtbarkeit dieses Gedankens kam ihm gar nicht zum Bewußtsein. Dann las er den Brief zu Ende.

Immer noch halb mit dem Gedanken an das Gelesene beschäftigt, erbrach er das andere Schreiben. Zuerst glitt sein Blick gleichgültig über den Anfang hinweg, plötzlich aber fingen die Hände an zu zittern, er mußte das Blatt auf den Tisch legen und sich mit beiden Armen aufstützen, dann formten seine Lippen die vor seinen Augen tanzenden Buchstaben zu Worten und Sätzen.

„Am 12. dieses Monats wurde Ihr Sohn, der Infanterist Nikolaus Johann Linhammer, im 10. In-

fanterieregiment, I. Batl., 3. Komp., durch einen Granatvolltreffer in einen Unterstand schwer verwundet. Sobald es angängig war, wurde er ins Feldlazarett gebracht, wo er am 13. ds. morgens 7 Uhr starb —"

Was sonst noch da stand, begriff der Freitanner nicht mehr. Er schaute nur auf die eine Stelle, wo so unerbittlich das Wort „starb" ihm entgegenstarrte. Rote Funken glühten vor ihm auf. Ein Brausen war in seinen Ohren, das immer stärker anschwoll. Mit einem Male neigte sich der Körper nach vorn, und mit einem schweren Stöhnen schlug der Kopf hart auf den Tisch.

So lag er noch, als Vroni nach einer Weile hereinkam. Erstaunt und beunruhigt sah sie auf den Vater. Sie ging leise auf ihn zu und rührte an seine Schulter. Da fuhr er auf, und das Mädchen blickte in ein gramzerwühltes Gesicht. Aber das war nur einen Herzschlag lang. Noch ehe sie eine Frage tun konnte, arbeiteten sich die Muskeln im Antlitz des Alten wieder zusammen, starrer und fester noch als sonst liefen die abweisenden Linien um den bartlosen Mund.

„Da, lies!" sagte er hart, schob ihr das amtliche Schreiben vom Lazarett hin und stand auf, langsam und unendlich schwer, um hinauszugehen.

„Vata!"

Vroni ließ das Blatt sinken. Aller Groll war vergessen, heiß wallte es in ihr empor. Aber auf halbem Wege blieb sie stehen. Die grauen Augen vor ihr sahen sie an wie die eines Fremden, und beißender Hohn klang an ihr Ohr.

„Freili, da is leicht schö toa, bal der ander no lebt. Da geht's Tröst'n guat, aber i will koa guat's Wort vo dir." Und dann, mit unverhohlenem Groll: „Mei'

Bua ist tot — dei' Hansnarr lebt no. Und san in gleich'n Grab'n g'west. Woaßt, wia dös is?" und damit warf er die Tür krachend ins Schloß.

Halb betäubt starrte das Mädchen ihm nach.

War das der Vater gewesen? ... Aber der Lois — ja, der lebte noch! ... Sie taumelte und mußte sich am Tisch halten. Wie wilde Vögel schossen ihr die Gedanken durch den Kopf. Aber sie zwang sich gewaltsam zu klarem Überlegen. Am Ende stieg ein tiefes Mitleid mit dem einsamen, alten, in Stolz verbitterten Manne auf in ihr. Aber wie ihm helfen, der so schroff alle Teilnahme abwies? In dumpfer Traurigkeit saß das grübelnde Mädchen in der dämmernden Stube, während draußen langsam und unaufhörlich die weißen Flocken fielen.

Arbeit fordernd, kamen die Tage und gingen, nachdem sie ihr Teil empfangen, in stetem Gleichmaß alle Nöte des menschlichen Herzens einmal aufrührend und dann wieder beschwichtigend. Der Freitanner ging umher, noch aufrechter als sonst, noch schärfer bedacht auf Ordnung in Haus und Hof. In den Stuben ging ein Raunen, daß der Tod des Nickl den Alten noch härter und herrischer gemacht habe. Nur eine sah den geheimen Schmerz in dem verschlossenen Gesicht; aber wenn sie ihm schüchtern mit Trost zu nahen suchte, dann fuhr der Alte grob auf, oder ein Hohnwort kam über die schmalen Lippen.

So waren etwa vier Wochen vergangen, als der alte Postjackl wieder ein Schreiben aus dem Lazarett brachte. Kein Muskel zuckte im Gesicht des Bauern, als er den dickleibigen Brief in Empfang nahm. Langsam setzte er sich an den Tisch, langsam schnitten die

schweren Fäuste die Umhüllung auf, und heraus fiel ein schwarzes, zerfetztes Büchlein und ein Schreiben des Lazarettgeistlichen. Es war der Bericht über Verwundung und Tod des Nickls.

„— — dann kam Ihr Sohn als Ablösung wieder in den vordersten Graben. Früh am Morgen schon setzte ein heftiges Artilleriefeuer des Gegners ein, das unter Tags etwas nachließ, sich aber gegen Abend 5 Uhr wieder zu ungeahnter Heftigkeit steigerte. Etwa gegen 3/4 5 Uhr erhielt der Unterstand, in dem Ihr Sohn sich mit zwei anderen Kameraden, dem Unteroffizier Leixner und dem Landwehrmann Pechner, befand, einen Granatvolltreffer. Pechner war sofort tot, Ihrem Sohn wurde das rechte Bein zersplittert und außerdem erhielt er eine schwere Wunde an der Brust. Unteroffizier Leixner bettete den Verwundeten, so gut es ging, in eine bessere Lage und wollte ihn gerade notdürftig verbinden, als ein zweiter Volltreffer einschlug. Der Unterstand war nun fast ganz verschüttet, und außerdem hatte ein Sprengstück den rechten Arm Leixners schwer verletzt. Ungeachtet des großen Blutverlustes kroch der Brave jedoch unter dem Eisenhagel in die nächste Stellung, um Hilfe für den Schwerverwundeten zu holen. Auf dem Rückweg brach er infolge der Schmerzen und Anstrengungen ohnmächtig zusammen und wurde mit Ihrem Sohn zusammen ins Feldlazarett zu Col de St .... gebracht. Ihr Sohn wurde am folgenden Tag operiert, aber die Verletzung war zu schwer, und so starb er am nächsten Morgen nach Empfang der heiligen Sterbesakramente gefaßt und ruhig. Vor seinem Ende hatte er das Bewußtsein noch einmal erlangt und erzählte mir von seiner Verwundung und vor allem von der Tat

seines Kameraden Leixner, der auch Ihnen gut bekannt sei. Auf seine besondere Bitte mußte ich Ihnen so genau als möglich davon berichten, ja, er fragte noch dringlich: ‚Kommt der Leixner durch?‘ Und eine tiefe Freude ging über sein Gesicht, als ich ihm die Frage bejahen durfte. Dann forderte er sein Notizbuch, das er seinem Kameraden Leixner zum Heimschicken gegeben habe. Ich holte es schnell, denn Leixner, der in der Baracke nebenan lag, war infolge seines schweren Blutverlustes noch nicht recht bei Bewußtsein. Ihr Sohn schrieb dann noch ein paar Sätze, aber die Kraft verließ ihn, er konnte nur sagen: ‚Wichtig, schnell heimschicken‘, dann ging es zu Ende — —"

Bis hierher hatte der Freitanner gelesen. Aufstöhnend vergrub er sein Gesicht, in dem jede Fiber zuckte, in die harten Hände. Wie er aber wieder aufschaute, glomm der alte verbitterte Haß in seinen Augen auf.

„Allemal der Lois, wohin ich schau," murmelte er vor sich hin. „Und der derf leb'n, und mei' Bua muaß sterb'n! Und was hat der Nickl g'sagt? Ob der durchkimmt? Und g'freut hot er si dadrüber? . . ." Sein Blick fiel auf das schwarze Büchlein. Er nahm es hastig auf. Es stand nicht viel drin: ein paar Aufzeichnungen über Erlebnisse und Ausgaben; und zuletzt mühsam hingekritzelt: „Vater, denk an dei' Versprechen. Sei gut mit dem Lois, i hab' ihm unrecht tan."

Ein Zittern durchlief den starken Mann, als er das las. Er krampfte die Hände um die Tischkante, daß es im Holze krachte.

„Das Versprechen . . . Wie war das?"

Und plötzlich sah er jenen Abend deutlich vor sich:

„— — — bis du ebbas z'weg bringst, daß i, der Freitanner, mi vor dir schama muaß — —"

Die Adern schwollen ihm an der Stirn. „I ko's net sag'n, und i will's net! Freili, meim Buam hat er g'holf'n, aber is dös net Kamerad'npflicht? A jeder hätt's to. Aba jetzt — der lebt, und mei' Bua ist tot — —" Er starrte finster vor sich hin, bis ihm auf einmal ein erlösender Gedanke kam. Noch brauchte es ja nicht gesagt zu werden. Der Lois war ja weit weg, irgendwo in Frankreich, bis der heimkam, und ob? ... Wie eine Henkersfrist dünkte es den Freitanner.

Mechanisch nahm er wieder den Brief zur Hand, las ihn noch einmal vom Anfang bis zu der Stelle, da er so jäh abgebrochen, las weiter bis zum Schluß, und da stand eine Nachschrift: „Wie ich eben in Erfahrung bringe, wird Unteroffizier Leixner morgen mit einem Lazarettzug in die Heimat gebracht, soviel ich weiß, nach M., ins Reservelazarett. Da dies ja nicht so weit von Ihnen ist, wollte ich ihm ursprünglich das Büchlein Ihres Sohnes mitgeben, daß Sie den Wackeren besuchen und sich persönlich von ihm alles erzählen lassen könnten. Aber er brachte mir das Büchlein zurück mit dem Bemerk, per Post käme es doch wohl noch schneller an —"

Wie gelähmt starrte der Freitanner auf die Bleistiftschrift. Jetzt war alles aus. Der Lois so in der Nähe! Morgen schon konnte er kommen und das Versprechen einfordern, und wenn er dann nicht nachgab — die Red' im Dorf! Er hatte wohl seinem Buben in der Not geholfen; aber sich demütigen vor dem früheren Knecht? Kalter Schweiß stand dem Bauern auf der Stirn bei dieser Vorstellung, und

wieder mahnte das Gute in ihm: „Laß deinen verkehrten Stolz fahren, sei gerecht und menschlich."

Schon wieder fühlte er jenes Brausen im Kopf. Wie er aber Schritte hörte, biß er die Zähne aufeinander. Niemand sollte etwas merken.

Und nun hob eine fürchterliche Zeit an für diesen in Stolz erstarrten Menschen. Bald zog es ihn auf die eine, bald auf die andere Seite. Bald war heiße Dankbarkeit in ihm für den, der seinem Sohn den letzten Beistand geleistet hatte, bald schlug ein wilder Grimm in ihm auf gegen diesen Lebenden, vor dem er, der reiche Bauer, sich demütigen sollte.

Er zuckte zusammen, wenn jemand den Berg heraufkam, und atmete auf, wenn es nur ein harmloser Besucher war. Jede Post nahm er selbst in Empfang, aus Angst, es könnte etwas für Vroni dabei sein. Mißtrauisch blickten seine Augen, wenn zwei beisammenstanden. Eine furchtbare Unrast war in seinem Wesen.

Vroni sah das gar wohl, sie brachte es auch mit dem letzten großen Schreiben zusammen, aber sie wagte keine Frage mehr. So gern hätte sie etwas Näheres über den Lois gewußt. Seit Monaten war keine Nachricht mehr von ihm gekommen. Aber den Vater noch einmal fragen — sie konnte es nicht; und sie litt doppelt: unter seinem fremden Wesen und dem eigenen Schmerz.

So ging es etwa drei Wochen; da hielt es der Freitanner nicht mehr aus. Über all seinen wilden und guten Gedanken stand die letzte Willensäußerung des Toten: „Denk an dei' Versprech'n, sei guat mit dem Lois." Und so entschloß sich der Bauer nach einem letzten harten Kampf, den Lois im Lazarett aufzusuchen. Eines Tages erklärte er der Vroni kurz, er habe in der Stadt zu tun und käme erst am Abend heim.

Sie nickte schweigend und sah ihm nach, wie er den Fußpfad hinabstapfte. Unwillkürlich fiel ihr auf: wie alt ist der Vater geworden in der letzten Zeit, gar nimmer so aufrecht geht er. Aber freilich ...

Der Zug rollte durch die graue, nebelverhangene Landschaft. Es waren wenig Menschen im Abteil. Der Freitanner saß in dumpfem Brüten auf seiner Bank. Grau und verfallen die Züge, und der ganze wuchtige Körper ein wenig vornübergeknickt. In den Händen hielt er das schwarze, zerfetzte Büchlein, und obwohl er's nicht sah — es hämmerte in seinen Schläfen und zuckte in allen Nerven, klang taktmäßig aus dem Rädergesang: „Halt dei' Versprech'n, halt dei' Versprech'n, halt —"

Dann fing er wieder an, die Seiten durchzublättern, wie um sich abzulenken. Kurz vor den letzten Aufzeichnungen waren zwei Blätter herausgerissen, wie es schien, in größter Eile; denn ein Fetzen von dem einen klebte noch drin, und darauf stand: „— alte Leixner auf die Gant —"

Der Freitanner grübelte nach. Wie kam der Nickl dazu, von dem alten Leixner zu schreiben? Da draußen im Krieg? Und dann fiel ihm eine andere merkwürdige Stelle dieser Aufzeichnungen ein. Er blätterte bis zu den letzten Worten. Richtig, hier war es: „— i hab' ihm unrecht tan —" Ein paar Seiten weiter vorn steht — —

Auf einmal erinnerte er sich an jenen Abend im Sommer, da der Lois um die Vroni angehalten: da hatte der Nickl auch etwas geredet vom alten Leixner, und der Lois war aufgefahren wie ein Wilder. War der Nickl schon so narrisch, daß er's auch schriftlich zurückgenommen hatte, und war's ihm dann doch wieder leid geworden?

Aber das war ja alles gleichgültig — nur eins war es nicht: die Demütigung vor dem ehemaligen Knecht. Allein es half nichts, eine unsichtbare Faust schob ihn vorwärts: „Halt dei' Versprech'n, halt dei' — —"

Nun stand der Freitanner im Lesezimmer des Lazaretts und wartete. Eine qualvolle Ewigkeit dünkten ihm die Minuten, bis sich langsame Schritte der Tür näherten. Er stand gegen das Fenster und drehte sich erst um, als das Schloß eingeschnappt war. Es war totenstill in dem kleinen Raum, so still, daß man das Singen des Wassers auf dem Ofen als lautes Geräusch hörte.

Die Augen der beiden Männer gingen übereinander hin. Bleich und schmal, mit einem stillen, wissenden Blick sah der Wunde auf den Bauern, der mit einer halb herrischen, halb verlegenen Gebärde sich zusammenraffte und nach einer passenden Anrede suchte.

„Du, Freitanner? Du kommst zu mir? . . . Aber wohl: du willst no Bericht ham vom Nickl?" Fragend sah Lois zu dem anderen hin.

„Dös scho — aber no ebbas anders." Er zögerte und stieß dann rauh heraus: „I muaß dir do' danka, daß d' meim Buam g'holfa hast!"

Da richtete sich der Verwundete gerade auf, und ernst kam's zurück: „Danka? Dös sell kann's net geb'n. Helfa is Kamerad'npflicht, der Nickl hätt's an meiner Stell' grad so g'macht. So is's da draußt." Er schwieg und sah versonnen auf das weiße Fensterkreuz und die stillen, schneeschweren Bäume, die dahinterstanden, und aus diesen Gedanken heraus sagte er mit einer seltsam schweren Stimme: „Der Nickl und i san früher nia guat Freund g'wes'n, aber im

Feld werd dös anders, und bald der Tod so nah is, da reißt's d' Leut' zu ananeder — —"

Er schwieg abermals.

Im Gesicht des Freitanners zuckten alle Muskeln, als der Lois das so sagte, so halb zu sich selber. Da war's ja wieder — die Gemeinschaft mit seinem Buben und dessen letzte Bitte: „Vater, dei' Versprech'n!" ...

Er gab sich einen krampfhaften Ruck. Und wie der Lois begann: „So will i dir's verzähl'n, so guat i's woaß," da dünkte es ihn gewonnene Frist.

Währenddem kam der Bericht, klar, sachlich und ohne eine Spur von Eigenlob aus des jungen Menschen Munde.

Es war immer dämmeriger geworden, und ein weiches, fließendes Grau war um die beiden Männer, als der Verwundete zu Ende kam. „Dös letzt, was er zu mir g'sagt hat, war: ‚Grüaß mir den Vater und die Vroni, bal i sterb'n muaß!' Nacher bin i fort, und auf'm Ruckweg bin i a ohnmächti worn, und wiar i aufg'wacht bin im Lazarett, da is scho all's vorbei gwen."

Schweigen und Dämmergrau. Eine krampfige Hand um ein schwarzes Büchlein. Hart und stoßweise lösten sich die Worte von des Alten Lippen: „I woaß net, ob der Nickl dir davo g'red't hat, aber mir hat er g'schrieb'n — — —"

Wie ein Stöhnen ging es durch den Raum.

„— — — mir hat er g'schrieb'n ... i soll mei' Versprech'n ei'lös'n."

In diesem Augenblick flammte das elektrische Licht auf. Da saß der stolze Bauer mit einem verfallenen Gesicht, und dem jungen Krieger schoß eine jähe Röte ins Gesicht.

„Freitanner!“ rief er fast heftig. „Glaubst, i hab’ dei’m Buam desweg’n g’holf’n? Nacher —“ Er brach plötzlich ab.

Wie mit einem Schlag verschwand da alles Gedrückte aus dem Gesichte des Alten. Haß und Stolz wollten wieder in ihm empor. Da fiel sein Blick auf den rechten Arm des Lois. Wo war denn der? Lose schlotterte der Ärmel, der bei dem Auffahren aus der Tasche geglitten war, und wieder hörte er das Versprechen und die Worte des Nickl in seinen Ohren hämmern: „Sei gut mit dem Lois, i hab’ ihm unrecht tan . . .“

Und der herrische Mann schluckte und schluckte und klammerte die Fäuste um eine Stuhllehne.

Bittend schlug jetzt die Stimme des Verwundeten an sein Ohr: „Bauer, i hab’s net so harb g’moant, aber wia’r i denkt hab’, du kunnst moana — —“

Der Freitanner unterbrach ihn bitter: „Brauchst di net entschuldinga, hast ja meim Buam g’holf’n, hast ja was tan, daß i mi schama muaß! Drum halt i jetzt mei’ Versprech’n. Willst es gar no z’ruckweis’n, ha? Des kunnt dir jetzt pass’n, gell ja? Weilst moanst, bist mehra wiar i?“

Dem Lois schwoll die Zornader, aber als er einen Blick in das zerquälte Gesicht vor ihm getan hatte, in dem Gram und Haß, Stolz und Dankbarkeit miteinander stritten, da ging wieder jener merkwürdige Schein über seine Züge, wie damals, vor bald einem Jahr, und ernst sagte er: „Mehra sein, wia du? Ja, Bauer, wenn d’ mi so ham willst, wiar i bin, a halber Krüppel? — —“ Er lächelte traurig.

Der Freitanner tat einen scheuen Blick nach dem schlotternden Ärmel, dann sagte er erledigend: „Mir

könna g'nua Leut' ei'stell'n." Ein Zucken lief dabei über sein Gesicht, und Lois deutete es richtig dahin: ein Halbkrüppelbauer auf dem Freitannerhofe! ...

Er sah dem Alten fest in die Augen.

„Bauer, no a Wort! Muaßt net moan', daß i di beleidinga will. Aber bal du glaabst, daß i an Almos'n annimm vo dir, indem i auf'm Hof versorgt bin, sell tua i net ... A bissel a Geld hob' i no g'erbt durch den Tod von am G'freundt'n, und — —"

Mit einem Krach brach die Stuhllehne unter den Fäusten des Freitanners entzwei. „Du, Lois, bist du so stolz?" Es klang wie das Keuchen eines in die Enge getriebenen Wildes.

Der junge Soldat legte die gesunde Hand schwer auf den Tisch. „Wohl, so stolz bin i auf mei' Ehr'!"

Mit einem gurgelnden Laut fuhr der Bauer in die Höhe, und es sah aus, als wolle er sich auf den anderen stürzen. Aber plötzlich hielt er inne und sagte mit unheimlicher Ruhe: „Guat, du hast dein Stolz und i den mein'! Moanst du, der Freitannerhof soll in fremde Händ' komma und stückweis zertrümmert wern? Die Vroni is die letzt; bal i stirb, g'hört ihr der Hof! Und jetzt mirk auf — —" Er schwieg, und die Adern an seiner Stirn liefen dick auf. Dann sagte er mühsam: „Also deszweg'n, weil mei' Bua g'schrieb'n hat: ‚Sei guat mit dem Lois, i hab' eahm unrecht to', bitt' i di oans: Bleib' als Jungbauer auf dem Hof!"

Der Lois kämpfte einen Augenblick mit sich; er fühlte, daß die Bitte nicht ganz aufrichtig war. Aber dann dachte er an die letzten Worte des toten Kameraden: „Sei du dem Vater a besserer Sohn, wiar i!" und sich entschlossen aufrichtend, sagte er: „Wohl, Freitanner, i bleib'!"

Einen Augenblick sahen die beiden Männer einander hart in die Augen, und jeder wußte: dieser Kampf ist noch nicht zu Ende.

Der Alte griff nach seinem Hut und sagte kurz: „I muaß jetzt geh'!" Er streckte keine Hand aus nach seinem Schwiegersohn.

Der vertrat ihm den Weg. „Woaß die Vroni scho, daß i da bin und daß du heunt mit mir red'st?"

Da schüttelte der Freitanner den Kopf. „No net, aber heunt auf d' Nacht sag' i's ihr, bal i hoamkimm." Das klang so kalt und nüchtern, daß Lois Mühe hatte, sich zu beherrschen.

„Pfüat di Gott! An Gruaß an die Vroni," sagte auch er knapp.

An der Tür drehte sich der Bauer noch einmal um: „Wann kimmst aussa, daß mir all's ausmacha?"

Der Verwundete dachte nach. „Sonntag in vierzehn Tag derf i wohl!"

Der andere nickte nur, und dann stand Lois allein. Ihm schwindelte fast, wenn er an die Erlebnisse der letzten Stunde dachte. War das nur ein Traum, daß er so bald seine Vroni wiedersehen sollte? Und dann grübelte er über das harte, merkwürdige Wesen des Alten nach und schüttelte zum Schluß den Kopf. „Armer Kerl!" sagte er leise vor sich hin.

Die Vroni saß noch in der Wohnstube, als der Vater mit schleppenden, schweren Schritten hereintrat. Er bot ihr einen kargen Gruß und fragte kurz, ob noch etwas Warmes da sei.

„Freili, an Schmarrn und a Nudelsupp'n und an Kaffee hab' i aufg'hebt." Und sie stand auf und brachte alles.

Hastig, mit einem abweisenden Gesichtsausdruck, aß der Freitanner. Er schwieg die ganze Zeit. Ab und zu warf Vroni einen fragenden Blick auf seine verfallenen Züge und seine seltsam unruhigen Augen. Er war so ganz anders als in den letzten Wochen. Aber sie wartete still, ob er vielleicht etwas sagen würde; ihn anzureden, wagte sie nicht mehr.

Ihr war seltsam beklommen zumute, als der Vater nach kurzer Weile die Schüsseln zurückschob. „Trag's naus, i muaß no in Stall schaug'n."

„'s is alles richti," sagte sie. Aber der Bauer hatte die Laterne schon vom Balkenhaken genommen und gab ihr keine Antwort.

Dann sah sie das Licht zitternd über den dunklen Hof wandern. Seufzend nahm sie das Geschirr vom Tisch und trug eines nach dem anderen hinaus in die Küche. Sie hantierte dort noch herum, als der Alte zurückkehrte. Sorgfältig löschte er die Laterne ab, und nun kam er ganz langsam den Gang entlang. Er stand einen Augenblick unbeweglich unter dem Türrahmen. Beim trüben Schein des flackernden Öllämpchens hatten die ohnehin harten Züge etwas Starres, Unheimliches.

„Vroni!"

Sie stellte die Schüssel auf den steinernen Herdrand, weil ihre Hände zu sehr zitterten.

„I muaß dir no ebbas sag'n!" Er stockte, gab sich einen gewaltsamen Ruck und sagte dann mit einem ganz fremden Klang in der Stimme: „I bin heunt beim Lois gwen im Lazarett."

Das Mädchen starrte ihn totenbleich an.

„Vater!"

Er sah mit einem merkwürdig leeren Blick an ihr

vorüber und fuhr mit derselben tonlosen Stimme fort: „I bin dort gwen, weil er dem Nickl g'holf'n hat, wiar er verwund't is gwen, und i — — i — hab' mei' Versprech'n ei'g'löst, weil's der Nickl hat ham woll'n. In vierzehn Tag'n kommt der Lois, und na könnt's all's ausmacha weg'n an Heirat'n. I — — i — — hab' nix mehr dageg'n!"

„Vater!" Wie ein unterdrücktes Schluchzen klang das Wort. Stürmisch wollte sie auf ihn zu.

Da gingen wieder jene kalten, abweisenden Augen über sie hin. „Spar' dein' Dank, i hab's nur to im Andenk'n an mein Buam!" Sprach's und ging in seine Kammer, die Tür hinter sich verriegelnd.

Stille Hochzeit haben sie zwei Monate später auf dem Freitannerhof gehalten. Und noch stiller ging's danach zu. Der Jungbauer hatte bis auf weiteres Urlaub bekommen und schaffte stetig und fleißig, so gut es sein einziger Arm erlaubte. Vroni ging ihm überall tatkräftig zur Hand, aber der herbe Zug um ihren Mund hatte sich noch mehr vertieft. Sie fühlte beständig den inneren Zwiespalt zwischen ihrem Vater und dem Lois und konnte ihn doch nie als etwas Greifbares erfassen. Nicht in Worten zeigte sich dieser Kampf: er verriet sich im Blick des Alten und in einem jähen Zucken um die Mundwinkel des Jungbauern, wenn er sich allein wähnte. Nie brachte die junge Frau ihren Mann dazu, etwas über diese Sache zu sagen. Redete sie ihn darauf an, so strich er ihr nur sacht über die Hand. „Laß gut sein, der Vater denkt noch so viel an den Nickl."

Die Zeit verging, und dem Lenz folgte der Frühsommer. Enzian und Schlüsselblumen überließen die

Wiesen den ersten schüchternen Margeriten, und vereinzelte Bienen summten eifrig um die blauen Glockenblumen, die an den Rainen entlang wuchsen und ihre zarten Gesichter dem Bergwind entgegenhielten, der jetzt lind über die Höhen harfte.

Um diese Zeit vor einem Jahr war es gewesen, daß die beiden jungen Menschen auf dem Freitannerhof sich gefunden hatten. Vroni dachte jetzt manchmal daran. Nun waren sie vereint — und doch, wie anders hatte sich alles gefügt. Der Krieg war gekommen, der Nickl tot, der Vater verbittert und ihr Mann ein Krüppel ... Sie seufzte tief auf. Nur eins hoffte sie noch inbrünstig: daß die beiden sich noch einmal verstehen lernen möchten.

Eines Tages trat Lois mit einem Schreiben ins Wohnzimmer. Vroni flickte, und der Alte saß rauchend am Ofen.

„I muaß morg'n in d' Stadt," sagte der Jungbauer, „i hab' an amtlich's Schreib'n kriagt." Er entfaltete es und las. „Zwecks nochmaliger Untersuchung Ihres verletzten Armes" und so weiter.

Seine Frau sah erschrocken auf. „Sie wern di doch net no amal hol'n?"

„Na, na," meinte er beruhigend, „werd leicht weg'n an Invalid'ngeld oder an künstlich'n Arm was sei'! — Vater," wandte er sich an den Alten, „müaßt's halt morg'n mei' Arbeit versorg'n!"

Der sah kaum auf, und als der Junge hinausging, murmelte er vor sich hin: „Muaß ja so dös mehra toa!"

Eine jähe Röte schoß Vroni ins Gesicht, aber als sie in die gramverfallenen Züge des Vaters blickte, brachte sie kein Wort über die Lippen.

Es war am anderen Abend. Lind und weich strich

ein frischer Duft von den Wiesen herauf, die junge Mondsichel stand am klaren, durchsichtigen Himmel, und die ersten roten Rosen neigten sich im Vorgarten träumend über das Staket.

Der alte Freitanner gewahrte nichts von dieser werdenden, blühenden Herrlichkeit. In dumpfes Brüten verloren, saß er auf der Hausbank, und wer vorbeiging, konnte den regungslosen Mann nicht von der dunkeln Holzwand unterscheiden. Seine Gedanken waren bei dem Toten, und wieder einmal stiegen verblendeter Zorn und Haß in ihm auf gegen den, der jetzt an seiner Stelle lebte und vor dem sich der stolze Mann hatte beugen müssen.

So saß er und verfing sich immer weiter in dem unseligen Netz seiner Verbitterung, als Schritte an sein Ohr schlugen. Er wollte zuerst aufstehen und ins Haus gehen, aber als er sah, daß die beiden Wanderer schon zu nahe waren und ihn also anreden würden, blieb er unbeweglich sitzen.

Die zwei standen am Vorgarten still.

„A schöner Hof, der vom Freitanner!“ sagte der eine.

„Wohl, wohl, nur schad, daß der Jungbauer a halber Krüppel is; aber verdient hat er's, daß er den Hof kriagt hat.“

„So, wer is denn des nachher?“

„Der Lois vom Leixner.“

„So, der!“ Der erste pfiff leise durch die Zähne. „Der kann si freu'n, wo sei' Vater auf d' Gant kemma is. Aber warum hat denn der Nickl den Hof net kriagt? 's is do der oanzi gwen?“

„Ja, woaßt denn net, daß der g'fall'n is, scho lang vor Weihnacht'n? Und der Lois hot no Hilf g'holt, wia den Nickl a Granat'n troff'n hot. Dabei is dem

Lois der Arm wegg'riss'n worn. Und später, wiar er hoamkenima is, hat eahm der Freitanner aus Dankbarkeit sei' Dirndl geb'n!"

Der andere ließ einen erstaunten Ruf hören. „Na, dös hab' i net g'wußt. Aber du, is da net no an anderer Grund dabei?"

„Wieso?" gab der zweite zurück.

Vorsichtig sah sich der erste Sprecher um und sagte dann gedämpft: „Is dir nix bekannt, daß der Nickl den alten Leixner auf die Gant bracht hat?"

„Teufi noch amal!" entfuhr es dem zweiten. „Is also doch was Wahr's an dem, was d' Leut' allweil red'n! Aber da irrst di," setzte er nach einer Weile hinzu, „der Freitanner hat von dene G'schäft'n vom Nickl nix'n g'wißt, so a Zwiderner als er is — in solchene Sachen versteht er koan G'spaß, ehnder hätt' er sein Buam vom Hof g'jagt."

„Ja, ja," gab der andere zu. „A Stolzer is der Freitanner allemal gwen!"

Die Bauern nahmen ihren Weg wieder auf, und halbverweht tönte es noch zurück: „Merkwürdi, wia's im Leb'n oft zuageht ..."

Auf seiner Bank saß Freitanner wie zu Stein erstarrt. Er konnte kein Glied rühren, keinen Gedanken fassen; wie eine glühende Nadel bohrte es in seinem Gehirn: sein einziger Sohn, der Erbe des stolzen, alten Geschlechtes, ein gewöhnlicher Wucherer und Halsabschneider! ...

Auf einmal zuckte es wie eine Erkenntnis durch sein schmerzendes Gehirn: das schwarze Büchlein und die letzten Worte: „Sei gut mit dem Lois, i hab' ihm unrecht tan", und die zerfetzten Bruchstücke der Aufzeichnungen mit den rätselhaften Worten: „— — alten Leixner auf die Gant — —"

Ein dumpfes Stöhnen brach aus der Brust des geschlagenen Mannes.

Wußte der Lois darum? Hatte es ihm der Nickl in jenen letzten Augenblicken gestanden? — Er wagte den Gedanken nicht auszudenken, aber er mußte Gewißheit haben, den Lois fragen.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Vater, was tuat's Ös no haraußt, wo's scho so spat is?" Der Jungbauer stand vor ihm. Er war durch den Grasgarten auf einem Fußpfad unbemerkt herangekommen.

Dumpf sagte der Alte: „Lois, i muaß was mit dir red'n!"

Niemals war das vorgekommen seit jenem Abend im Lazarett. Stillschweigend folgte er dem Alten ins Haus.

Mit zitternden Fingern zündete der Freitanner in der Wohnstube das Licht an, und voll Schrecken sah Lois in das aschfahle Gesicht und auf die gänzlich zusammengebrochene Gestalt.

„Vater!" fing er an, aber der Alte winkte ihm mit einer müden Handbewegung zu schweigen.

Er zog ein schwarzes, zerfetztes Büchlein aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch. Lois warf einen Blick darauf, und eine Ahnung dämmerte ihm auf.

Aber schon hob der alte Mann mit stockender Stimme an: „Lois, kennst du dös Büachl da?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Da steht dös letzte drin vom Nickl. Im Lazarett hat er einig'schrieb'n: ‚Vater, i hab' dem Lois unrecht tan, seid's guat mit eahm'. I hab' net viel drüber nachdenkt, was dös sei' kunnt, aber weil i mei' Versprech'n hab' halt'n

woll'n, hab' i dir mei' Dirndl geb'n — —" Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann schwer: „Gern hab' i's net tan!" ...

Lois wollte etwas sagen, aber wieder bedeutete ihm der Freitanner zu schweigen.

„Dös is so gwen bis heut. Da — da is mir klar worn, warum der Nickl dös vom Unrecht und no ebbas anders g'schrieb'n hat." Er blätterte in dem Büchlein und schob es über den Tisch. „Da — lies — dös —", brachte er mühsam heraus, und voll zitternder Spannung hingen seine Augen am Gesicht des Lois. Jetzt, jetzt mußte es kommen ...

Einen Blick tat der Lois auf die verwischten Buchstaben, dann sah er ernst auf in das zerwühlte Gesicht. „I hab' dös g'wußt!" sagte er ruhig.

Der Freitanner wollte sprechen; aber kein Laut kam über die fahlen Lippen.

Da griff eine feste warme Hand nach seiner kalten.

„Vater, der Nickl hat sei' Schuld bereut, er is tot, i trag eahm nix nach!" Er sah mit seinem stillen, nach innen gerichteten Blick vor sich hin. „I hab' net drüber red'n woll'n, weil i g'wußt hab', daß Ihr nia inne word'n seid's, was der Nickl an uns to hat. Aber jetzt ham's andere g'sagt, Ihr habt's mir dös Büachl zoagt, jetzt will i kurz sag'n, was i woaß. Wia den Nickl dortmals die Granat'n troff'n hat, hat er zu mir g'sagt: ‚Lois, eh' i stirb, muaß i dir no was bericht'n. Du bist a guater Mensch, i woaß's jetzt und drum sollst du die Vroni kriag'n. Aber vorher sollst no oans wiss'n: i bin schuld an dein Vater sein Unglück! Kannst mir verzeihn?' Und dann hat er dös gleiche in sei' Notizbuach g'schrieb'n und hat no g'sagt: ‚Gib dös dem Vater!' Aber glei' nachher is er ohnmächti worn.

Dös Büachl hab' i eig'steckt. Dann bin i fort, dös übrige woaßt." Er schwieg.

Hart packte ihn der Alte am Arm. „Aber dös steht ja gar net drin in dem Büachl, nur no der Fetz'n. Dös hat wer 'rausg'riss'n!..." Eine jähe Röte lief über das Gesicht des jungen Bauern.

„Lois!" stammelte der Alte fassungslos. Und dann war's totenstill. Der blickte erschüttert auf den Mann, dem der letzte Stolz restlos zusammengebrochen war.

Als der Freitanner den Kopf wieder hob, war etwas Greisenhaftes in seinen Zügen. Alles Herrische, Stolze verschwunden, ein müder, unendlich schmerzvoller Zug lag um den Mund. „Lois," kam es leise von den zuckenden Lippen, „Lois, heunt is's wohr worn: i muaß mi vor dir schama. I bin nur froh, daß i mei' Schuld und die von meim Buab'n no hab' guatmach'n könna. Sag der Vroni alles, i kann heunt nimma..."

Er stand langsam auf und machte ein paar Schritte vorwärts. Aber die Aufregung war zu groß gewesen. Er taumelte und brach mit schwerem Stöhnen bewußtlos zusammen.

Acht Tage später haben sie den Freitanner auf dem kleinen Gottesacker zur letzten Ruhe gebracht. Der Lois und sein junges Weib standen allein noch an dem offenen Grabe. Da fragte der Jungbauer halblaut: „Vroni, woaßt du, was den Vater in den Tod trieb'n hat?"

Sie nickte, und eine schwere Träne rollte auf das schwarze Erdreich. „Sei' Stolz!" Es klang wie ein Hauch.

Sanft legte der junge Freitanner seinen gesunden Arm um die Schulter seines Weibes. „Bitt den Herrgott, daß unsere Kinder net den Stolz erben!"



Hirte mit Schweineherde. Von Hans Sebald Beham.

Allerlei über Wurst und Riesenwürste

Von Silvester Frey

Mit 5 Bildern

Will man wissen, welche besondere Gerichte bei verschiedenen Völkern vor anderen beliebt sind, so kann man sich vor allem an die Namen halten, die sie ihren nationalen Spottgestalten geben. So hat Frankreich, das einst berühmte „Land der Suppenesser", seinen „Jean Potage", England den „Jack Pudding", Holland den „Pickelhering", Deutschland den „Hanswurst". Die Bezeichnung „John Bull" für den Engländer verdankt das Volk seiner Leidenschaft für „blutiges Roastbeef". Als Meister der Kunst, allerlei Wurstarten schmackhaft zu bereiten, ist seit langem der „deutsche Michel" angesehen. Aber er hat würdige Vorgänger gehabt in den Helden Homers. Ein König, ein Königsohn und große Heerführer hielten ein „köst-

liches Mahl" bei Brot, geröstetem Fleisch und Wein. Achill und Patroklus, die Helden, beschäftigten sich persönlich mit allen Vorbereitungen zu diesem „vortrefflich mundenden Schmaus". Man schätzte damals auch die mit Blut und Fett gefüllten Eingeweide der Schlachttiere, die Blutwurst als ein „königliches Gericht". Mit Blut und Fettstücken gestopfte Ziegenmägen ließen die Helden „fröhlichen Herzens" werden, verliehen ihnen „Kraft und Stärke". Im Hause des Odysseus auf Ithaka wurde diese Speise — der älteste „Schwartenmagen" — von Penelope, seiner Gattin, und den Mägden bereitet. Wie hoch sie in Schätzung stand, bezeugen die Verse Homers, die er dem Antinoos in den Mund legte:

„Höret, was ich euch sage, ihr edelmütigen Freier!
Hier sind Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet,
Die wir zum Abendschmaus auf glühende Kohlen geleget.
Wer nun am tapfersten kämpft und seinen Gegner besieget,
Dieser wähle sich selbst die beste der bratenden Würste."

Damals glaubte man noch, daß im Blut, dem „Sitz der Seele alles Lebenden", besondere Kräfte wirkten; man war überzeugt, daß „Blut wieder Blut" im Körper erzeuge. Im Fett der Niere sah man gleichfalls wertvollste „kraftgebende" Nahrung. Nicht allzulange Jahrhunderte zuvor trank man noch warmes, „lebendes" Blut, das vor allem übernatürliche Kräfte verlieh. Von den nordischen Barbaren sagt Herodot noch: „Wenn ein Szythe seinen ersten Gegner getötet hat, trinkt er dessen Blut." Je tapferer und stärker der Gegner war, um so mehr mußte sein Blut dem Überwinder, der es genoß, Kräfte geben. Gleich der Niere galt auch die Leber, beides Opferstücke für die Götter, in alten Zeiten als ein Organ, in dem geheimnisvolle Kräfte sich sammelten. Immer waren

Blut- und Leberwürste darum ein viel begehrtes Genußmittel und sind es geblieben, wenn auch längst niemand mehr davon weiß, welchen alten Gedankengängen und für uns Heutige wunderlichen Vorstellungen sie ihre Zubereitung und Schätzung einst verdankten.

Mit Altrom und seinen berühmtesten Wurstköchen konnte sich Deutschland im 17. Jahrhundert kaum an Kunstfertigkeit messen. Von römischen Feinschmeckern sind nicht wenige Anweisungen überliefert, wie man Würste verschiedenster Art zu mischen habe. Ein glücklicher Stern waltete über den Aufzeichnungen des römischen Feinschmeckers Cato und des Coelius Apicius. Des ersten Schrift: „De re rustica“ und des Coelius Buch: „De arte coquinaria“ kamen auf die Nachwelt. Der Form nach blieb das Buch des Coelius für fast alle späteren Kochbücher vorbildlich bis auf die neuere Zeit. Zur Zeit, als diese Bücher geschrieben wurden, formte Horaz schöne Verse zum Preise der Knackwurst, und eine eigene Zunft, die der „Suarii“, wachte in Rom darüber, daß niemand, dem die Befugnis fehlte, in ihr Handwerk pfusche. Zu ihren Zeiten bestand der Inhalt der meisten Würste wohl vorwiegend aus Schweinefleisch (sus, woraus Suarii gebildet ist, bedeutet ja auch „Schwein“). Anspruchsvollere Gaumen begehrten schon damals andere Füllungen, zumal bunteres Gemengsel. So war eins, das in hoher Schätzung stand, aus dem Fleisch von Schwein, Kalb und Huhn gemischt.

Im „Gastmahl des Trimalchio“ schildert Petronius den dritten Gang. Mehrere Schweine wurden in den Saal getrieben und den Gästen die Wahl freigestellt, welches der Borstentiere man für sie richten solle. Zum Erstaunen der Tafelnden erschien kurz darauf in

einer mächtigen Schüssel das völlig unzerteilte Schwein, goldknusprig und gaumenbestrickend bereitet. Man ruft den Koch, man fragt und forscht, wie dies Kunststück so rasch gelang. Er bestätigt, daß es kein anderes Schwein sei, als jenes, das man vorhin in den Saal gebracht. Nur ein Unglück sei ihm in der Hast widerfahren, er habe vergessen, das Schwein vorher auszunehmen. Der Gastgeber ist empört. Ausgepeitscht soll der Missetäter werden vor den Augen der Geladenen, denen er wagte, solch ekle Kost zu bieten. Die Sklaven greifen nach ihm, aber die Gäste bitten so inständig, daß Trimalchio dem Armen Gnade widerfahren läßt. Er verlangt nur, daß der Koch sofort nachhole, was er zuvor versäumte. Zagend nähert er sich der Schüssel. Ein rascher Schnitt in den Bauch des Schweins, und statt der Eingeweide, auf die man gefaßt gewesen, fällt ein Sturz köstlich dampfender Würste heraus. Ähnliche Überraschungen, wie sie der Emporkömmling Trimalchio seinen Freunden bot, waren im Rom der späteren Kaiserzeit und der Republik noch sehr im Schwang.

Nach dem Zusammenbruch Roms kamen die Feinschmecker und Schlemmer in übles Ansehen. Brillat-Savarin, der lange vor Rumohr ein geistreiches Buch über Kochkünste schrieb, sagt: „Die Liegepolster verschwanden aus den Speisesälen, man kehrte zu dem altrömischen Brauch aus den ersten Zeiten der Republik zurück, in sitzender Stellung zu essen.“ Beweglich klagt der gleiche Schriftsteller über den Einbruch der Barbaren, die jene Tage des Glanzes und der Herrlichkeit über den Haufen warfen. „Beim Erscheinen dieser Fremdlinge verschwand die Küchenkunst mit all den übrigen Wissenschaften, deren Begleiterin und tröstender Engel sie ist. Diese rauhen Mäuler und ausgepichten Kehlen

waren unempfindlich gegen die Genüsse einer feinen Küche."

Lange sollte es währen, bis an Kunstfertigkeit wieder erworben wurde, was einmal verloren war, und in der Zwischenzeit setzten, nach Brillat-Savarin, die Schlächter und Wurstmacher ihre Hoffnungen auf die Bearbeitungen des Schweinefleisches und machten ihr Glück in der Welt.

Die heutige Wurstmachekunst zählt Arten auf, deren Bezeichnungen nicht immer ohne weiteres erklärlich sind. So soll Schlackwurst den Namen davon haben, weil sie selbst dem Feinschmecker eine Schleckerei dünkte. Dem Gemengsel, das den Darm der Zervelatwurst füllte, war ursprünglich Hirschfleisch beigemischt, gleich wie der Salamiwurst das vom Esel. Brat- und Knackwurst unterschieden sich — wenigstens in der alten, guten Zeit — noch insoferne, als die letztere wohl im großen ganzen aus genau der Masse besteht, die in der ersteren zur Verwendung kam; nur daß diese vor dem Einfüllen erst noch „angebrätelt" wird. Die Blutwurst fand zu allen Zeiten ihre Liebhaber; das wäre durch vielfache Lobsprüche aller Schriftsteller zu erweisen. Wie sehr in früheren Jahrhunderten bestimmte Anschauungen über das Blut umgingen, beweist eine Verordnung des oströmischen Kaisers Leo IV. vom Jahre 997, die sich wider die Erzeugung und den Genuß von Blutwurst richtete. Das Schriftstück lautet: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen so toll geworden sind, des Gewinns wegen und der Leckerei halber Blut in eßbare Speisen zu verwandeln. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide wie in Säcke packt und so als gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können das nicht länger dulden und nicht zugeben, daß die



Schweineschlachten.
Aus der Planetenfolge von Hans Sebald Beham.

Ehre unseres Staats durch eine so frevelhafte Erfindung, nur damit der Schlemmerei freßlustiger Menschen Genüge geschehe, geschändet wird. Wer also künftig Blut in Speisen mischt, mag er nun dergleichen kaufen oder verkaufen, soll hart gegeißelt und zum Zeichen, daß er für ehrlos gilt, ganz kurz geschoren werden." Der Erlaß bestimmt ferner ansehnliche Geldbußen für „die Obrigkeiten der Städte", in deren Mauern die Verfertiger oder Verzehrer von Blutwürsten angetroffen wurden; „denn hätten jene ihr Amt mit größerer Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Untat nicht begangen worden". In Dänemark glaubte man noch zur Zeit des Geschichtschreibers Saxo Grammaticus, daß roh getrunkenes, warmes Bärenblut besonders geartet sei, dem Menschen Stärke zu verleihen. Gegen diesen Glauben, der sich auch auf das Blut in Würsten erstreckte, kämpfte die Kirche noch im 11. Jahrhundert, wie dies ein Konsiliumsbeschluß zu Prag bezeugt. Die Juden enthielten sich seit alters von diesem „unrein" machenden Stoff und schächteten die Schlachttiere, deren Blut in keiner Form verwendet werden durfte.

Andere behördliche Vorschriften wendeten sich später ausgesprochen nur noch gegen das „Schlemmen und Demmen" in Wurstwaren, besonders an hohen Festtagen. So wurde zu Oschatz in Sachsen im Jahre 1522 untersagt, an Sonn- oder Feiertagen Bratwürste zu verspeisen. Einer, der hiergegen gesündigt, erregte sogar den Zorn des Landesherrn, so daß die kursächsische Regierung dem Rat des genannten Städtchens auftrug: „Liebe Getreue! Nachdeme der Baccalaureus infimus uf der Schule bei euch am Sanktjohannistage Bratwürste gegessen haben soll, begehren wir ernstlich, daß ihr denselben Baccalauren alsbald gefänglich annehmt und ihn

anher wohlverwahret schicket." Der Schlemmer wurde mit längerer Freiheitsentziehung bestraft.

Im Laufe der Zeit wurden die Vorurteile gegen die Bereitung und den Genuß der Würste geringer, die beliebte Speise der Größe nach immer ansehnlicher. Späte Minnesänger berichten schon von Würsten außergewöhnlicher Größe: „länger denn ein Speer".

Im wirtschaftlichen Leben der Deutschen des 15.,



Bauernessen. Von Hans Sebald Beham.

mehr aber noch des 16. Jahrhunderts spielten mancherlei Wurstarten eine bedeutsame Rolle. Wenn man auch nicht im eigenen Anwesen schlachtete, so ward doch ehedem bestimmt zweimal in jedem Winter „gewurstet". Zum ersten Male vor Weihnachten; ein alter Merkvers unserer Altvordern lehrt: „Iß Gans Martini — am 10. November — und Wurst in ‚festo Nicolai', am 6. Dezember." Das zweite große Wurstmachen fiel in die Zeit der anderen Winterhälfte. Immer endete es

in eine Festlichkeit, zu der geladen ward, wer dem Anwesen verwandt oder befreundet war. Ähnlich verfuhr man auch von Staats und Stadt wegen. Doch die Wurst, die hier öffentlich dargeboten ward, sollte nicht nur allein trefflich munden, auch durch ihren Umfang mußte sie sich auszeichnen.

Im 16. Jahrhundert zogen Handwerker am Fastnachtstage mit großen Würsten und Brotgebäcken durch die Städte. Die Fleischer von Königsberg machten schon 1538 eine Bratwurst, die 198 Ellen lang war. Im Jahr 1583 verbrauchte man außer anderen Zutaten 36 Schweineschinken. Einundneunzig Metzgerknechte schleppten die 596 Ellen lange Wurst, die 434 Pfund wog, mit Gesang auf buntgemalten Holzgabeln durch die Straßen Königsbergs. Ein großes Fest feierte man in der gleichen Stadt im Jahre 1601. Man hatte eine Wurst „dick wie ein Kanonenrohr" und „länger als man je vordem eine gesehen" gemacht; bei einer Länge von 1005 Ellen wog sie 885 Pfund. Nicht weniger als 81 Schinken und 18½ Pfund Pfeffer und 1½ Scheffel Salz waren für diese Bratwurst aufgewendet worden. Hundertdrei Knechte trugen die gewaltige Wurst in festlichem Zug durch die Stadt. Die Bäckerinnung bereitete aus zwölf Scheffeln Weizenmehl acht große „Strițeln" von je fünf Ellen Länge und ließ außerordentlich große Brezeln, die im größten Backofen gebacken worden waren, umtragen. Am Neujahrstag verspeisten die Angehörigen beider Gewerbe und die verschiedenen Zünfte, die auf ihren „Stuben" zur Feier versammelt waren, diese Ungeheuer. 130 Ellen davon wurden in die Küche des Landesherrn gebracht.

Aber nicht nur die guten Königsberger an der Ostsee verstanden sich darauf, große Würste zu machen.

Eine nur um 6 Ellen geringere als die „dicke Königsbergerin" brachte man 1613 in Wien zur festlichen Schau. Damals waren alle Prinzen des kaiserlichen Hauses vor Kaiser Matthias erschienen; unter den angestellten ritterlichen und bürgerlichen Spielen wurde auch von den Schlächtern eine Bauernhochzeit gehalten und dabei die zweitgrößte Wurst aufgetragen, die Deutschland in seinen besten Tagen vor dem Dreißigjährigen Krieg zu erzeugen vermochte. Auch in Wien bekam der Kaiser und der Hof, außer den „Zunftsverwandten", seinen gehörigen Anteil. Daß man den Landesvater auch mit „hausgemachter" Wurst bedachte, war an vielen Orten üblich. So wird im Hohenzollernschlosse zu Berlin am Neujahrstage eine „Abordnung der Halloren" empfangen, die nach altem Herkommen allerhand Würste als Spende bringt. Die benannte „Salzwirkerbrüderschaft" in Halle an der Saale übt das Jahrhunderte alte Recht, den Landesvater zu beschenken. Die Würste sind dem Geschmack des Kaisers angepaßt und munden ihm ganz besonders.

Das Recht der Metzger, ihren Jahresumzug durch die Stadt mit einer großen Wurst zu halten, ist für Nürnberg seit dem großen Aufruhr von 1348 bezeugt. Damals liefen, zur besonderen „Erlustierung" des Volkes, zwei Narren vor dem Zuge her, die über und über mit Kälberschwänzen behangen waren und mit Peitschen aus Ochsenschwänzen, allerlei Pritschen und Narrenkolben um sich schlugen, um Platz für die Träger der Wurst zu schaffen. Der Ruhm, den die Königsberger und Wiener ernteten, ließ die Nürnberger nicht ruhen. Ein Chronist aus jener Zeit berichtet: „Anno 1614 an der aschen mittwoch den 9. Marcy sind die rindern und schweinern geschworene" — die Vorsteher des Gewerbes

der Rind- und Schweinemetzger — „und die andern Eltesten Erbarn Meister desselben Ratsmässigen Metzger Handwerks mit einander zum Junker Endres Flick in der obern Schmiedgaßen, und sonach zum Junker Hans Hermann Ebner in der Zißelgaßen, als den zweien, in dieser Zeit verordneten Stadt- und Landpfendern in einer feinen Ordnung gezogen. Die sechs Statt-Pfeiffer in iren rothen Röcken, musizireten zusammen und sechs Stattknecht mit der Farb" — in städtischer Uniform — „gingen nebenher. Zogen aus der Zißelgassen über die vordere Füll, vor das Rathhaus, über die Fleischbrucken, und unter den Huttern hinauf zum Köpflesberg und haben daselbst stattliche Malzeit zu mittage gehalten. Die Metzgersknechte, welche mit den Meistern nicht gegangen, haben sich getheilet. Die Rindern Metzger sind mit Sackpfeiffen und Schalmeyen in der Stadt umbgangen und haben iren Tanz mit iren Öchslein bey dem Martin Drummer, Gunzenhauser genannt, neben Sanct Martha beim Frauenthor gehabt. Die Schweinen Metzgersknechte sind auch mit Schalmeyen und Sackpfeiffen in der Stadt umbgangen, und haben eine Wurst von gutem Bratwurstzeug 493 Ellen lang, welche sie gern auf 500 wollten bringen, mit umbgeführet. Ist ihnen aber die Wurst am Gedärm zerrunnen. Die aber, so die Trümmer an der Wurst zusammengesetzet, daß sie lang worden, hießen mit Namen Michel Leupold und Hannß Dietterich. Dazu sind kommen 183 Pfund lauter gut schweinern Fleisch und Speck, wurd auch daran gethan 20 Pfund gantzer Pfeffer, das Pfund umb zehen Patzen Gelds, und anderthalb Pfund Muscatblüten, so daß selbe Wurst sich auf die vierzig gute Gulden mag gekostet haben."

Gern glauben wir dem Chronisten, wenn er



Lukas Schnitzer: Umzug der großen Wurst in Nürnberg im Jahre 1658.

schreibt: „War daneben von Manns- und Weibs-Personen, von Jungen und Alten, von Großen und Kleinen ein grosses Zulauffen, Gerenn und Gedrang in allen Gassen gewest."

Nach dem „gewaltiglichen Getös" des Umzugs wurde das „meisterlich Werk" am Aschermittwoch abend zerschnitten dem Obersten Rat und anderen Herren der Stadtverwaltung, auch Freunden und Bekannten „etwelche" Ellen „verehrt". Der Rest wurde bei dem Tanzvergnügen im Wirtshaus „Zur blauen Flasche" am Kohlenmarkt fröhlich verzehrt und „gute Faßnacht gehalten".

Solche Umzüge sahen die Zeiten der „schweren Not" nach 1618 wenige mehr. Einmal noch wird von 1624 darüber berichtet. Auch nach dem Ende des großen Krieges zeigte sich kein besonderer Trieb dazu. Den Umzug einer großen Wurst in Nürnberg vom Jahre 1658 hat Lukas Schnitzer im Kupferstich verewigt.

Schon in vergangenen Jahrhunderten waren einzelne Städte Deutschlands wegen ihrer trefflichen Wurstarten berühmt; viele Benennungen von Würsten, die ihre Namen noch nach Städten führen, wie Gotha, Braunschweig, Göttingen, Frankfurt und Treuchtlingen, sind Zeugnisse alter Hochschätzung ihrer Waren. Die Mainstadt Frankfurt stand weit und breit in hohem Ruf wegen ihrer „Schwartenmagen", die nahezu klassische Berühmtheit erlangten, durch die Wertschätzung, die Goethe für das heimatliche Gericht nie verlor. Neumann-Strehla erzählt: „Schwartenmagen fehlte in Frankfurt in keinem Hause. Der Fleischer der Frau Rat Goethe versorgte ihren Haushalt jede Woche damit, und oft sendete sie ihn dem Sohn nach Leipzig." Goethe kam nach Weimar, und bald gebot Charlotte v. Stein über sein Herz, sorgte

aber auch dafür, daß Mund und Magen zu ihrem Recht kamen. Sie verstand es trefflich, eine „verlockende" Bratwurst auf den Tisch zu zaubern, der sie durch „fein gehackte Zitronenschale und etwas Wein einen wunderbaren Beigeschmack zu geben wußte". Nur den trefflichen Schwartenmagen verstand sie nicht zu bereiten. Goethe beschrieb ihr das Labsal, „doch fiel," wie er sagt, „die Probe, die sie machte, nicht günstig aus". Goethes Diener Philipp mußte wegen der richtigen Zubereitung nach Frankfurt schreiben, und Goethes Mutter bemüht sich, die beste Anleitung ausfindig zu machen. Es mißlang ihr leider. Zuletzt schrieb sie: ihr eigener Metzger habe ihr gestanden, daß man es absichtlich niemand lehre, wie der treffliche Schwartenmagen zu machen sei, denn diese Ehre wollte Frankfurt für sich behalten. Künftig aber sollte alle Wochen Wurst der besten Art mit der Post nach Weimar kommen. Die erste Sendung bot Veranlassung zu einer kleinen Gesellschaft, die sich in Goethes Garten traf. Wieland, der auch kam, „war geradezu entzückt von dem heimischen Gericht. Das Essen währte bis tief in die Nacht. Man trank Wein, und Corona Schröter sang schmelzende Lieder zur Zither". Wieland schickte sich sogar an, einen „Hymnus auf Schwartenmagen" zu dichten. Später traf das Frankfurter Gericht seltener ein; der Geschmack des Dichterfürsten schien sich gewandelt zu haben. Vielleicht war Christiane Vulpius der Speise nicht hold, oder sie verstand es gleich den anderen nicht, es sachkundig und fachgerecht herzustellen. Bekannt war ihr jedenfalls, daß die Hauptbestandteile dieser Wurst, wie es das „Appetit-Lexikon" von Habs und Rosner lehrt, „weichgekochte Schwarten, Blut und fettes Schweinefleisch" waren.

Ein großer Liebhaber selbstzubereiteter Würste war

auch Uhland, der ihnen zu Ehren sein „Metzelsuppenlied" sang. Auch Jean Paul nannte gute Wurst eine „Speise der Götter". Im Geleitbrief zu einer Feldpostgabe, mit der eine bayrische Magd ihren Schatz im Feindesland bedachte, heißt es kaum weniger poetisch: „Tu glei die Blutwurscht essen; sie ist ein Sinnbild unserer Libe."

Noch heute hängt man in Wirtshäusern nicht nur der kleinen Städte und Plätze an Schlachttagen eine aufgeblasene Schweinsblase aus, zum Zeichen, daß es „Metzelsuppe" gibt. Die Sitte, einen weißen Schurz als Ankündigung des gleichen angenehmen Ereignisses vor dem Hause aufzuhängen, wird wohl so zu deuten sein: der Schlächter, der mit dem Wurstmachen fertig geworden war, wusch nach getaner Arbeit seinen Schurz und breitete ihn zum Trocknen über einen Stuhl vor dem Hause. Wer vorüberging, sah nun: „Hier gibt's frische Wurst."

Wohl jedem reisenden Deutschen und auch ausländischen Besuchern der alten einstigen Reichsstadt Nürnberg ist das „Bratwurstglöcklein", das an der Nordseite an die St. Moritzkapelle angebaut ist, nicht fremd. Die Kapelle wurde 1314 erbaut, und man darf wohl annehmen, daß die Garküche gleichzeitig mit dem kirchlichen Bau entstand. Das „blaue Glöcklein", wie es seit 1729 genannt wird, ist die älteste Wirtschaft Nürnbergs und hat auch im Reiche kaum mehr gleichaltrige Genossen. Um 1470 ist der Nachweis der Garküche gewiß und 1519 verpachtete die Stadt die Küche an die Witwe des Malers Leonhard Schürstab, gegen einen Jahrespreis von acht Gulden, laut noch vorhandener Urkunde. Damals nahm der Bau noch nicht die ganze Nordwand zwischen den Pfeilern ein, denn erst seit 1655 kam er zu seiner heutigen Gestalt. Damals

schätzte man die Bratwurstküche schon auf sechshundert Gulden. Der Wert des kleinen Baues schwankte seit-



Das „Bratwurstglöckle“ an der Nordwand der St. Moritzkapelle in Nürnberg.

dem zwischen sechzehnhundert, die man schon 1689 dafür forderte bis über viertausend Gulden im Jahre 1810. Schon 1836 ging das berühmt gewordene blaue Glöcklein für über zehntausend Gulden in neue Hände.

Noch zeigt man dort dem staunenden Gast einen Doppelbecher, aus dem Albrecht Dürer mit seiner Eheliebsten gemeinsam trank, „so sie gut zu einander stunden“. Waren sie uneins, so soll der Meister den einen inneren Becher aus dem Gefäß genommen haben und ihn der Gattin besonders gefüllt reichen lassen. Alle die großen Namen aus Nürnbergs glanzvolleren Tagen, Hans Sachs vor allen, Peter Vischer und Adam Kraft, haben nach sicherer Überlieferung in dem alten heimeligen Gelaß ihre schmackhaft gewürzte Bratwurst mit Kraut gegessen und ihren Trank dazu genommen.



Die Kurbelwelle

Marineskizze von Alfred Manns

Im Apparateraum der großen Funkenstation der Nordseefestung ging der Oberleutnant, eine dünne Zigarette rauchend, auf und ab. Da begann ein Empfänger zu melden. Der Oberleutnant sah dem Funkermaat zu, der das Telegramm abnahm.

„Chiffre, Herr Oberleutnant."

Der Offizier holte den Schlüssel und begann zu übersetzen. „Teufel nochmal, das ist wichtig! Geben Sie das Telegramm sofort zurück, Weber, zum Zeichen, daß wir es richtig empfangen haben, und chiffrieren Sie hinzu, daß ich sofort Seiner Exzellenz Mitteilung machen werde."

Während der Funkermaat dem Befehl nachkam, eilte der Oberleutnant zum Telephon. „Seine Exzellenz, dringend, bitte." — —

Der Vizeadmiral nahm den Hörer. Nun? — „Hallo — ja, da müssen wir — — warten Sie, ich will's genau notieren. So, hören Sie — ist's so richtig? Schön, ich danke. Schluß."

Der Admiral legte die Stirn in Falten, trat ans Fenster, trommelte einige Sekunden nervös auf einer Scheibe und wandte sich dann einem Plan an der Wand zu. Dort suchte er mit dem Zeigefinger.

„Modell 21 637," murmelte er und schrieb die Zahl auf einen Notizblock. Wieder eine Pause des Nachdenkens. Endlich nickte der Admiral; er war fertig. Ein Druck auf den Klingelknopf rief die Ordonnanz herbei. „Ich lasse Herrn Kapitänleutnant Hamkens bitten."

Wenige Minuten später war der Gerufene zur Stelle.

„Ungezwungen, Herr Kapitänleutnant," sagte der Festungskommandant. „Bitte, lesen Sie hier diese Funkenmeldung."

Hamkens zog die Brauen hoch. Über sein bronzefarbenes, wie gemeißeltes Gesicht schoß mit einem Male eine Blutwelle; seine Augen begannen zu leuchten und blickten fragend auf den Vorgesetzten.

Wohlgefällig nickte der Vorgesetzte. „Ja, lieber Hamkens, das ist eine Aufgabe für Sie. Ich sehe, Sie haben denselben Gedanken wie ich. Die Sache ist dringend. Welches Luftschiff ist gefüllt und bereit?"

„L 103 in Zweimoor, Exzellenz."

„Gut, gut, das ist eines der kräftigsten und schnellsten." Mit diesen Worten wandte sich der Admiral dem Telephon zu. „Bahnbetriebsverwaltung — — Bitte sofort Maschine bereitstellen und Gleise freihalten nach Zweimoor. In zwanzig Minuten muß alles in Ordnung sein." Ein neues Weckzeichen. „Magazin dort? — Ein Obermaschinistenmaat fährt mit Modell 21 637 sofort an die Bahn, zur Verfügung des Herrn Kapitänleutnant Hamkens." Der Admiral legte das Telephon zur Seite und reichte dem Offizier die Rechte. „Gute Verrichtung und glückliche Wiederkehr, Herr Kamerad! Aber, warten Sie mal — das Barometer zeigt ein ziemlich bedeutendes Minimum."

„Ich denke, ich werd's schaffen, Exzellenz," unterbrach Hamkens eifrig.

„Nun, dann in Gottes Namen." Ein kräftiger Händedruck, und der Kapitänleutnant entfernte sich.

In seinem Arbeitszimmer auf der Kommandantur ließ sich Hamkens sogleich telephonisch mit Zweimoor verbinden.

„Wer dort? Feldwebel der Bedienungsmannschaft? — — Hier Festungskommandantur. Auftrag Seiner Exzellenz, lassen Sie sofort alarmieren. L 103 muß in einer halben Stunde fahrtbereit sein. Senden Sie in zehn Minuten ein Auto zur Bahn."

Nach Erteilung einiger Aufträge an seine Ordonnanz, entnahm der Offizier einem großen Wandschrank verschiedene Spezialkarten und kleinere Hilfsmittel für die Fahrt, stülpte sich die Mütze auf und verließ die Kommandantur. In einer der Straßen auf dem Wege zur Station lag ein niedliches Wohnhaus. Als der Offizier daraus nach wenigen Minuten durch den hübschen Vorgarten zurückging, stand am Fenster eine blonde junge Frau. Gefaßt nickte sie ihm zu und winkte mit der Hand. Ernst grüßte er zurück.

Auf dem Bahnhof stand die schwere Maschine mit einem Wagen erster Klasse bereit; der Maschinistenmaat war zur Stelle mit zwei Matrosen, die einen sorgfältig verpackten Gegenstand auf dem Tender der Maschine verstauten.

In fünfzehn Minuten hatte der Zug die kurze Strecke durcheilt und hielt vor dem kleinen Bahnhofgebäude der unbedeutenden Haltestelle. Vom Auto, das auf der Landstraße hinter dem Gebäude stand, eilte ein Oberleutnant herbei, um Meldung zu machen. Die dienstliche Haltung unterblieb, als er den Ankommenden erkannte.

„Hamkens, Sie? Was ist los?"

Der Kapitänleutnant nickte nur freundlich und vielsagend, gab dem Maat den Befehl, den Gegenstand vom Tender mit Hilfe eines Bahnbeamten in das Auto zu schaffen, und ergriff den Arm des Freundes, ihn zum Gefährt fortziehend.

„Es war auch noch L 117 verfügbar, aber ich wußte, daß Sie die Artillerie und die Zuckerhüte auf L 103 kommandieren, Albers. Kommen Sie, unterwegs erzähle ich Ihnen alles."

Während die Lokomotive zur Festung zurückkehrte, sauste das Auto der zwei Kilometer entfernten Luft-

schiffhalle zu. Trübe war es, und der Regen sickerte in dünnen Fäden vom Himmel herab, wenn nicht die stoßweisen Böen des Nordwestwindes ihn erfaßten und in feinem Staub über die schier endlose Heide fegten.

Nach der Ankunft war Hamkens erster Gang zum Barometer. „Gott sei Dank, es erholt sich," sagte er auf dem Weg in die Halle.

„Luftschiff mit voller Besatzung bereit zur Ausfahrt," meldete der Navigationsoffizier, Oberleutnant Werner, als Rangältester.

Die Bedienungsmannschaft stand in Haltung zu beiden Seiten des Luftriesen. Ein kurzes Kommando ertönte, die großen Tore flogen auf, behutsam wurde das Schiff ins Freie geleitet. Die kräftigen Fäuste aller waren erforderlich, um das Ungetüm, über dessen straffe, vom Wind gepeitschte Hülle ein leises Beben ging, in der Gewalt zu behalten. Glücklich stand das Schiff in der Windrichtung. Nachdem der verpackte, aus der Festung mitgebrachte Gegenstand übergenommen war, bestieg Hamkens als letzter die Gondel. Eine Minute später begannen mit schnurrendem Rattern die Propeller zu arbeiten.

„Los!"

Ein Zittern ging durch den Leib des Riesen, der sich mit kurzen zuckenden Sprüngen höher und höher hob. Schneller und immer schneller drehten sich die beiden Propeller, Zuckungen und Sprünge wurden seltener. Nach einigen weiteren Minuten schwebte das Schiff ruhig und vermochte der Macht des Windes zu trotzen.

In schrägem Lauf, der Luftströmung entgegen, erkletterte der Ballon die Luft; kleiner wurden Ortschaften, Wälder und Felder, bis die Gegend unter ihm lag wie eine plastische Landkarte. Endlich wurde die Erde den

Augen der Luftschiffer durch tiefer streichende Regenwolken völlig entzogen. Die Orientierung ward dadurch schwieriger, doch genügte vorläufig der Kompaß, und die Hauptsache war, die Hülle des Ballons vor der Nässe der glücklicherweise tiefer streichenden Regenschicht zu bewahren. Bald hatte der schwächere, stetigere Wind in dreitausend Meter Höhe jede Spur des Regens beseitigt.

Nach einer Stunde vernahmen die feinen Ohren der Männer trotz des Surrens der Propeller ein dumpfes Brausen, das ihnen den Wechsel der Landschaft verriet; ihren Blicken verborgen, spürten sie das offene Meer. Über Inseln und Minenfelder hinweg ging es auf Helgoland zu. Hier wurde die Funkenstation angerufen, die berichtete, daß auch auf dieser Station erst vor einer halben Stunde derselbe Funkspruch, den Hamkens von Seiner Exzellenz vernommen hatte, nur erheblich dringender, eingegangen sei.

Weiter ging die Fahrt, jetzt genau in westlicher Richtung, zur Verwunderung des Navigationsoffiziers, der nach einer weiteren halben Stunde, als Hamkens „Südwest" und „langsam herunter bis auf tausend Meter" kommandierte, nicht länger an sich zu halten vermochte.

„Hinunter, Herr Kapitänleutnant? Direkt in die englischen Aufklärungschiffe hinein? Die werden uns das Gesindel von der ganzen englischen Ostküste über den Hals schicken! Und dann Südwesten?" Hamkens nickte, während ein leises Zucken um seine Mundwinkel ging. „Ja, das kann wohl sein, daß sie das tun. Hören Sie, wie ich mir die Sache denke —"

„Donnerwetter, das ist famos," sagte Werner, als der Vorgesetzte ausgesprochen hatte. „Und das Wetter heute hat der Himmel, scheint's, für uns gemacht."

Hamkens Gesicht wurde wieder ernst. „Ja, nur bei diesem Wetter ist die Sache bei Tage zu machen. Freilich haben wir dafür in den niedrigen Regionen Aussichten genug auf Regen, Böen und feindliche Kanonen."

Feuchter wurde die Luft; heftigere Windstöße, trübe Dunstwolken umwallten das Schiff. „Tausend Meter," meldete der Mann am Barographen. Unten lag das Meer, eine brodelnde, gärende, grünschwarze Masse. Die Offiziere rissen ihre scharfen Fernrohre an die Augen und begannen zu suchen, während das Gerippe des Ballons unter dem Drucke des Windes stöhnte und ächzte. Der Dunstschleier des Regens ließ nichts erkennen. Auf ein gegebenes Zeichen senkte sich das Luftschiff um weitere hundert Meter. Der Regen prasselte auf die Guttaperchahülle nieder und blieb mit seinem Gewichte beschwerend auf den winzigen Maschen des Gewebes hängen.

Werner schüttelte besorgt den Kopf. „Sehr lange können wir das nicht machen, Herr Kapitänleutnant. Die Maschinen sind überlastet, wir werden zu schwerfällig, der Wind —"

In diesem Augenblick drehte sich Hamkens um, winkte den Oberleutnant zu sich und deutete mit der Hand nach unten. Durch sein Glas bemerkte Werner auf dem Wasser ein kleines, langgestrecktes, dunkelgraues Ding. „Ein englischer Zerstörer," rief er.

„Ja," sagte der Vorgesetzte, „ich hoffe, bald werden wir wieder hinauf können." Durch das Bordtelephon rief er jetzt den Funkentelegraphisten an. „Geben Sie mit alter Chiffre dreimal nach verschiedenen Richtungen hin recht deutlich: ‚Haben die Hälfte des Weges nach London zurückgelegt, hoffen unbemerkt hinzugelangen.' Wiederholen Sie! Gut. Und nun passen Sie scharf auf englische Funksprüche."

Lächelnd wandte sich der Kapitänleutnant seinem ersten Offizier zu. „Unsere alte Chiffre ist den Engländern bekannt, wie uns ihre neue. Wir werden gleich ihr Triumphgeheul hören."

Sehr bald kamen verschiedene Chiffretelegramme an. Hamkens nahm den Schlüssel und las: „H. M. Zerstörer ‚Omphale' Zeppelin gesichtet. Er funkt zurück, daß auf Weg nach London. Beschießung erfolgversprechend, Hilfe erwünscht." So hieß das eine Telegramm. Andere kamen aus allen Himmelsrichtungen und enthielten meist nur das Wort: „Komme." —

Werner lächelte. „Famos," rief er, und sein Lächeln verschwand auch nicht, als unten auf der grauen Fläche ein Feuerschein aufblitzte und ziemlich weit rechts unterhalb des Ballons Granaten explodierten.

Von neuem beobachteten die Offiziere die Oberfläche des Meeres. Zehn Minuten vergingen. Da sahen sie sich verständnisvoll an. Aus dem einen länglichen, grauen Ding waren vier geworden, und mitten unter ihnen schwamm ein weißliches Oval, plumper in der Form, und ganz bedeutend größer als die anderen. „Aha kleiner Kreuzer ‚Zerberus'," sagte Hamkens.

Die Ordonnanz des Oberleutnants Albers kam. „Herr Oberleutnant lassen fragen, ob er einige Bomben werfen dürfe."

Hamkens besann sich eine Weile. Die Schüsse von unten hatten sich gemehrt. Auch schwere Kaliber waren darunter. Doch war die Einschätzung der Höhe des Ballons und seiner Geschwindigkeit infolge der dunstigen Luft unmöglich.

„Sagen Sie Herrn Oberleutnant, ein paar kleine könne er wagen," antwortete Hamkens.

Das Luftschiff wurde jetzt möglichst senkrecht über

die Flottille gebracht, und in ziemlich rascher Folge löste Albers gleich darauf drei Bomben. Zwei fielen ins Meer, die dritte war ein Treffer; von einem der Zerstörer schlugen Flammen auf.

„Hurra,“ schrie Werner, aber in demselben Augenblick platzte ein Geschoß in unmittelbarer Nähe des Ballons. Einige Sprengstücke trafen die Gondel, und eines mußte sogar die Hülle durchschlagen haben, doch konnte es nur ein kleines gewesen sein, denn die sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß kein Gasverlust stattfand. Die Einschlagstelle im Gummi hatte sich wieder geschlossen.

„Jetzt wird's aber Zeit,“ sagte Hamkens. „Höhensteuer auf! Steigen.“

Vom Regenwasser beschwert erhob sich der Ballon nicht mehr so leicht wie beim ersten Aufstieg. Zuerst entschwanden die grauen Striche den Blicken, dann das weiße Oval, nun war nichts mehr zu sehen, als das dunstige Wolkenmeer, und endlich, alle atmeten erleichtert auf, erreichte das Schiff die freie, trockene Höhe. Es war geborgen.

„Welche Richtung?“ fragte jetzt Werner. „West-Südwest, genau auf London zu, wie bisher,“ antwortete Hamkens und ließ den Oberleutnant Albers herbeirufen, der auf eine rasche Frage den Bescheid gab: „Jawohl, ich habe auch einige Zeitzünder hier, die ich gegen die Aufschlagzünder auswechseln kann. Es ist alles vorgesehen.“

„Wie lange dauert die Auswechslung?“

„Fünf Minuten.“

„Schön, dann machen Sie das sofort. Aber eine Bombe genügt. Wir sind jetzt dreitausend Meter hoch, berechnen Sie die Absturzgeschwindigkeit und stellen Sie

so ein, daß das Geschoß nach zweitausendsiebenhundert Meter Fall, also in dreihundert Meter Höhe explodiert."

Nach zehn Seemeilen erhielt Albers Befehl, die Bombe abzuwerfen. Ein dumpfes Krachen ertönte, zu sehen war nichts.

In diesem Augenblicke gab Hamkens Nord-Nordwest als Kurs an und sagte zu Werner: „Sehen Sie, die Masse der Patrouillenschiffe und Küstenwächter hetzt uns jetzt bis zur Themse nach. Die Bombe hat ihnen sicher den Weg gewiesen; unsere Propeller können sie des Windes wegen nicht hören."

Fast zwei Stunden ging die beschleunigte Fahrt in der neuen Richtung weiter; dann rollte Hamkens die Karten auf und ließ den Funkengeber mit größter Kraft in alter Chiffre melden: „Wurden beschossen, unsere Bombe traf englischen Zerstörer, setzen Fahrt ununterbrochen fort." Hierauf befahl er, den Strom auf kurze Entfernung zu stellen und in Zwischenräumen von je fünf Minuten Funksprüche in neuer Chiffre zu geben.

Außer den hin und her schwirrenden englischen Meldungen kam nichts. Während er die Fahrt verlangsamen ließ, umwölkte sich sein Antlitz. Auch Werner war sehr ernst geworden.

„Senden Sie lauter," befahl Hamkens dem Funker. Wieder kam nichts.

„Ich hatte mich so fest auf die Antwort verlassen, wir dürfen kaum weiter — —" Hier brach der Kapitänleutnant plötzlich ab, und wie elektrisiert sprangen beide Offiziere zum Sextanten, denn die dicke Wolkenmauer hatte sich für einen Augenblick geteilt und gestattete durch den Sonnenspalt eine blitzschnelle Orientierung. Die Lage war neu bestimmt, und mit anderen Augen blickte Hamkens auf die Karten.

„Sehen Sie, wir sind schon darüber hinaus."

„Wenden," tönte das Kommando, „genau Süd."

„Der Himmel geb's, daß wir nicht zu spät kommen."

Nach einigen weiteren Minuten befahl Hamkens: „Abwärts."

Abermals tauchte das Luftschiff in die Regenwolken unter. Der wiederbeginnende Kampf mit den Böen wurde ihm diesmal noch schwerer. Entschlossen ließ der Führer das Fahrzeug bis auf vierhundert Meter hinuntergehen. Nichts war zu erkennen. Der Telefunkengeber arbeitete jetzt fast dauernd und bange Minuten verstrichen. Da, auf einmal, deutlich aus der Nähe kam die erwünschte Antwort.

Erregt riß Hamkens das Glas ans Auge, zog plötzlich sein Tuch aus der Tasche und winkte lebhaft. Dort unten auf dem eben emportauchenden Rumpfe eines U-Bootes wurde die deutsche Flagge gehißt!

Die ganze Besatzung des Luftschiffes, soweit sie an den Maschinen entbehrlich war, eilte an den Rand der Gondel, und ein brausendes deutsches Hurra schallte über die englische See hin. Tiefer und immer tiefer senkte sich das Luftschiff. Jetzt nahm der Kapitänleutnant das Megaphon an die Lippen und schrie mit voller Kraft seiner Lungen hinein: „Wir bringen Ihnen die Ersatzkurbelwelle und einen Obermaschinistenmaaten für Ihren verwundeten! Versuchen Sie so viel wie möglich mit dem Ruder zu lavieren." Auf dem Deck des U-Bootes war inzwischen die dem Tode verfallen gewesene Mannschaft erschienen und schwenkte in toller Freude die Mützen.

Noch war das Rettungswerk nicht gelungen, ja, es schien sogar, als ob die braven U-Bootleute angesichts der nahen Hilfe verzweifeln sollten. Bei dem fehlenden

Antrieb vermochte das Tauchboot mit dem Steuerruder allein gegen die schwere See nicht einmal seine Lage zu halten, es wurde wie eine Nußschale hin und her geschleudert und drehte sich haltlos im Kreise. Auch das Luftschiff hatte infolge vergrößerter Eigenschwere bei dem unausbleiblichen Gasverlust an Manövrierfähigkeit verloren, wodurch die ohnehin großen Schwierigkeiten, bei starkem Winde die erforderlichen kurzen und kleinen Bewegungen auszuführen, noch vermehrt wurden.

Zweimal war es fast geglückt, die an einer Tonne vom Luftschiff herabhängende Kurbelwelle in den Greifbereich der Schiffbrüchigen zu bringen, doch im letzten Augenblick hatte jedesmal ein Windstoß das Gelingen vereitelt. Eben wiederholte man den Versuch, als die angespannte Wachsamkeit Hamkens in nicht allzugroßer Entfernung ein Schiff entdeckte. Kein sehr großer, aber schneller Handelsdampfer, der, näherkommend, die holländische Flagge zeigte.

Der Kapitänleutnant konnte sich eines unbehaglichen Gefühles beim Anblick des Holländers nicht erwehren, aber da der neue Versuch Erfolg versprach, mochte er ihn nicht eines Verdachtes wegen abbrechen, zumal keineswegs unbegrenzte Wiederholungen desselben mehr möglich waren.

Näher kam das fremde Schiff, etwa auf eine Seemeile Entfernung. Da hoben sich auf Steuerbord einige Seitenplatten, und in demselben Augenblick, als die niederländische Flagge herunterging und die englische Kriegsflagge emporstieg, ertönte eine Salve.

Das U-Boot war unversehrt geblieben, es ließ sogleich Wasser in die Seitentanks und tauchte in wenigen Minuten. Dem Luftschiff dagegen war ein großes

Sprengstück mitten durch den Ballonkörper gegangen. Glücklicherweise entstand keine Explosion, aber ein Ballonett war zerrissen, und das Gas entwich daraus im Augenblick.

Heiliger Zorn flammte in dem deutschen Seeoffizier auf über die Niedertracht; er vergaß alle Gefahr und Bedenken. „Albers, jetzt zeigen Sie, was Sie können, aber gehen Sie sparsam mit den Bomben um, wir müssen, wenn wir den Schuft kaputt bekommen, noch einmal wieder runter und unser Heil versuchen; da können wir den Bombenballast noch nicht entbehren."

Merkbar stärker gab das Luftschiff dem Winde jetzt nach, aber der Treffer war noch kein tödlicher gewesen. Auch nach Verlust der einen Gaszelle gehorchte der Zeppelin. Rasch vergrößerte sich die Entfernung zwischen dem ständig, aber weiterhin vergeblich feuernden Engländer und dem Luftschiff. Das war die Hauptsache. Bei drei Seemeilen Abstand begann das Luftschiff, sich mit Hilfe seiner Steuer emporzuarbeiten.

Jetzt befahl Hamkens Umkehr, und Albers begab sich auf seinen Posten. Werner meinte: „Wenn wir auch die meisten der Patrouillen und Küstenwächter aus der Gegend weggelockt haben, einige sind sicher noch da, und die haben wir bald zu erwarten. Dann ist alles vergeblich."

Der Hilfskreuzer, der dem Luftschiff stetig gefolgt war, kam jetzt wieder näher. In beschleunigter Fahrt versuchten die Deutschen möglichst schnell senkrecht über den Engländer zu kommen, dessen Geschütze sich nicht steil stellen ließen. Als es gelang, waren deutliche Zeichen von Unruhe auf dem Dampfer bemerkbar.

Wie gemeißelt stand Albers bei seinem Werfapparat vor dem Barographen, dem Geschwindigkeitsmesser,

und dem Chronometer. Scharf blickte er nach unten, um auch die Geschwindigkeit des Hilfskreuzers festzustellen. Als vorzüglicher Mathematiker hatte er im Nu seine Berechnungen. Die erste Versuchsbombe sauste in die Tiefe. Wieder eine. Auch diese traf nicht; eine plötzliche Bewegung unten war die Ursache. Nun die ganz schwere Bombe. In leichtem Bogen durchschnitt sie die Luft, — ein furchtbarer Krach, eine gewaltige Rauchwolke, und als sie sich verzogen hatte, stand der Engländer kieloben im Wasser und sank nach wenigen Minuten.

Außer sich vor Freude rannte Hamkens zum Bombenstand und klopfte dem Oberleutnant auf die Schulter. Aber ohne ein Wort zu sprechen war er wieder fort und auf seinem Posten.

Das U-Boot tauchte wieder auf, und nun zeigte sich, daß der Engländer ihm den Funkenmast heruntergeschossen hatte. Schwerfällig quälte sich der Zeppelin mit verminderter Manövrierfähigkeit wieder tiefer, und in Besorgnis wagte Hamkens unter den jetzt bedeutend ungünstigeren Verhältnissen nochmals den Versuch, dem U-Boot die Ersatzkurbelwelle zuzustellen. Die Zeit verstrich, die Bewegungen des Luftschiffes wurden immer unbeholfener, und herbeigefunkte englische Schiffe mußten jeden Augenblick am Horizont auftauchen.

Da meldete sich der mitgenommene Maschinistenmaat, ein frischer, geschmeidiger, helläugiger Mann, bei Hamkens. „Herr Kapitänleutnant," sagte er, „ich sehe, wir und das U-Boot sind verloren, wenn nicht bald ein Ende wird. Ich bitte gehorsamst, einen Vorschlag machen zu dürfen." Der Vorgesetzte nickte. „In der hinteren Gondel," so fuhr der Maat fort, „stehen drei leere Benzinfässer. Daran könnten wir die Kurbelwelle

binden. Das Ganze könnten wir an einer langen Trosse über Bord hängen und mich, mit doppelter Korkweste und durch Hanfschnur mit der Welle verbunden, ebenfalls. Sobald wir dem U-Boot nahe sind, und tief genug, lassen Sie die Trosse kappen. Ich hoffe dann durch Schwimmen das Boot zu erreichen; die können mir an langer Leine einen Rettungsring entgegenschleudern."

„Das ist ein Unternehmen auf Leben und Tod," antwortete Hamkens ernst und fast liebevoll. „Aber Sie sind ein ganzer Kerl, Maat, ich nehme Ihr Anerbieten an."

Nach Verständigung mit dem Kommandanten des U-Bootes wurde der Maschinist in ziemlicher Entfernung ins Meer gelassen. Der Aufschlag war wohl hart genug; erst nach geraumer Weile sah man von oben, daß noch Leben in dem Manne war. Wie es weiter ging, konnte Hamkens nicht mehr verfolgen, denn der Mann am Ausguck meldete Schiffe im Westen. Was in Menschenmacht stand, war getan; weiteres Verweilen konnte nichts mehr nützen, sondern nur die ohnehin starke Gefährdung der Luftschiffbesatzung unnütz bis zur Hoffnungslosigkeit steigern.

„Sandballast und alle Bomben über Bord," kommandierte Hamkens. Es genügte noch nicht. „Alles fort, was nicht niet- und nagelfest ist, Proviantkisten, Trinkwasservorrat, alles ins Meer."

Endlich, nachdem auch noch das Entbehrlichste an Maschinen und Apparaten geopfert war, stieg das Luftschiff in die regen- und windlose, sichere Höhe. Glücklich kam es heim.

Völlig erschöpft verließ die Mannschaft in Zweimoor das Schiff mit dem stolzen Gefühl erfüllter Pflicht, das

nur beeinträchtigt wurde durch die Ungewißheit darüber, ob der eigentliche Zweck des Wagestückes erfüllt war.

Der einzige, der sich auch jetzt noch keine Ruhe gönnen durfte, war der Kapitänleutnant. Er warf sich in ein Automobil und fuhr zur Festung, um seinem Vorgesetzten Bericht zu erstatten. Vor dem hübschen Häuschen hielt er wieder an, ohne auszusteigen. Auf das Hupensignal erschien die junge Frau in der Tür mit einem Blick verklärter Freude. Sie wollte auf den Wagen zueilen, aber der Kapitänleutnant hatte schon das Zeichen zur Weiterfahrt gegeben.

„Hamkens, das war wieder mal eine Glanzleistung von Ihnen," sagte die Exzellenz. „Ich werde an höchster Stelle —"

„Der Zufall und meine Leute haben das meiste getan," war die bescheidene Entgegnung des Kapitänleutnants. „Und — wir wissen ja noch nichts von dem Erfolg."

Das Weckzeichen rief den Admiral ans Telephon; er nahm den Hörer und sprach in freudiger Erregung laut die Meldung nach: „U 137 hat soeben Außenreede Feuerschiff passiert."



Der schönste Hafen der Welt

Von Reinhold Ortmann

Mit 8 Bildern

Die Hauptstadt der „Vereinigten Staaten von Brasilien", die mit ihrem vollen Namen etwas umständlich São Sebastião do Rio de Janeiro, auf den Landkarten einfacher Rio de Janeiro und bei ihren Bewohnern kurzweg Rio heißt, erfreut sich aus mancherlei Gründen nicht eben des allerbesten Rufes. Vor allem wegen ihrer klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse, die einen längeren Aufenthalt in der Tat weder angenehm noch ersprießlich machen. Beträgt doch die mittlere Jahrestemperatur nahezu 24 Grad, und fordert das gelbe Fieber doch fast ununterbrochen seine Opfer. Seitdem sie 1849 aus Westindien eingeschleppt wurde, ist diese fürchterliche Seuche niemals wieder vollständig erloschen, und neben ihr kommen auch andere besonders bösartige Krankheiten, wie Malaria, Elefantiasis und Lepra, nicht eben allzu selten vor. Es ist deshalb sehr begreiflich, wenn der alte Plan, die Landeshauptstadt nach dem ungleich gesünderen Hochlande von Goyaz zu verlegen, immer wieder auftaucht und neuerdings seiner Verwirklichung durch ein von der Abgeordnetenkammer beschlossenes öffentliches Preisausschreiben sogar um ein Beträchtliches näher gerückt scheint.

Auch die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, die in Brasilien ebensowenig wie in irgend einem anderen südamerikanischen Staatswesen jemals zu wirklicher Ruhe und Festigung gelangen können, macht sich zuweilen recht unbehaglich bemerkbar. Aber es darf anderseits um der Gerechtigkeit willen nicht unerwähnt bleiben, daß wenigstens die schlimmsten Prophezeiungen jener Pessimisten, die auf Grund



Blick auf die Stadt Rio de Janeiro.

geschichtlicher und persönlicher Erfahrung an der inneren Kraft des brasilianischen Staates und Volkes zweifeln zu müssen glaubten, bis jetzt nicht eingetroffen sind, und daß sich namentlich unter der gegenwärtigen Regierung mancher erfreuliche Aufschwung bemerkbar macht. Bei der letzten Zählung im Jahre 1908 hatte Rio de Janeiro rund 858 000 Einwohner, und es muß anerkannt werden, daß für die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse in jüngster Zeit beinahe alles geschehen ist, was in Anbetracht der politischen Zustände und der wirtschaftlichen Lage billigerweise erwartet werden konnte.

Eine im Jahre 1908 aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Öffnung der brasilianischen Häfen für den internationalen Handel veranstaltete nationale Ausstellung gab ein in mancher Hinsicht geradezu überraschendes Bild von der wachsenden Produktionskraft Brasiliens. Man trug sich sogar kurz vor Ausbruch des Weltkrieges mit dem verwegenen Plan, für das Jahr 1922 alle Nationen des Erdballs nach Rio de Janeiro zu einer großen Weltausstellung einzuladen, für deren Veranstaltung allerdings ein triftiger äußerer Anlaß gegeben ist. Am 7. September 1922 wird nämlich ein Jahrhundert verflossen sein seit dem denkwürdigen Tage, an dem Dom Pedro, der „Defensor perpetuo do Brazil" (der immerwährende Verteidiger Brasiliens), die Unabhängigkeit Brasiliens von Portugal verkündete, um sich fünf Wochen später zum ersten verfassungsmäßigen Kaiser wählen zu lassen. Die Regierung dieses Kaisers ist allerdings weder sehr lang noch sehr glorreich gewesen. Denn schon im April 1831 dankte er zugunsten seines sechsjährigen Söhnchens Dom Pedro de Alcantara ab und schiffte sich nach Europa ein.

Hafenpanorama.

Am 15. November 1889 machte dann eine in Rio de Janeiro ausgebrochene Militärrevolte, die den zweiten Dom Pedro zur Abdankung und Abreise nötigte, dem Kaisertum in Brasilien überhaupt ein Ende. Man lenkt das Land seitdem mit wechselndem Glück nach einer republikanischen Verfassung, die selbstverständlich auf südamerikanische Bedürfnisse und Gepflogenheiten zurechtgeschnitten ist. Das frühere kaiserliche Schloß Boa Vista mit seinem herrlichen Park in der Vorstadt São Christovào ist jetzt in das Museum Ajudá umgewandelt, und die Würde des Präsidenten ist das heiß ersehnte Ziel jedes ehrgeizigen Politikers. Unter der Präsidentschaft des tatkräftigen Marschalls Hermes Rodriguez da Fonseca, des Erneuerers des brasilianischen Heeres, war übrigens eine recht erfreuliche deutschfreundliche Strömung zur Geltung gekommen, die hauptsächlich auf die wiederholten Europareisen des genannten Präsidenten zurückzuführen war, die aber leider infolge der maßlosen Hetze und der verleumderischen Preßwühlereien unserer Feinde während des Weltkrieges ins Gegenteil umgeschlagen ist, und erst ziemlich spät, infolge der großartigen deutschen Siege, wieder langsam sich durchzusetzen vermag.

Das eigentliche Stadtbild von Rio de Janeiro setzt sich aus der Altstadt, der Neustadt und den Vorstädten zusammen. Die meist aus Granit gebauten Häuser sind fast durchweg schmucklos, schmal und unansehnlich, und auch die Kirchen bleiben mit sehr wenig Ausnahmen an architektonischer Schönheit weit hinter denen anderer großer amerikanischer Städte zurück. In der Altstadt drängt sich das geschäftliche Leben zusammen. Hier liegen das Zollhaus mit den Docks, die Börse und die Hauptpost. Alle nennens-



Der „Zuckerhut".

werten Handelsfirmen haben hier ihre Kontore und Geschäftshäuser. Der Stadtpalast des verflossenen Kaisers beherbergt jetzt das Haupttelegraphenamt und das Ministerium für den öffentlichen Unterricht. In



Der „Zuckerhut“ in Wolken.

der baulich wenig interessanten Neustadt liegen der Senatspalast, das Stadthaus, das Nationalmuseum, das Opernhaus und der Hauptbahnhof.

Der Ausbau des brasilianischen Eisenbahnnetzes geht ja infolge der schwierigen Verhältnisse ziemlich langsam vonstatten. Immerhin sind aus den 14,5 Kilometern der ersten, im Jahre 1854 erbauten Eisen-



Blick auf den Pico und Santa Cruz.

bahnstrecke jetzt bereits über 23 000 Kilometer geworden. Aber es gibt noch eine ganze Reihe brasilianischer Staaten, die, wie Piauhy, Sergipe, Goyaz und Matto Grosso, völlig ohne Eisenbahnen sind.

Als eine besondere Annehmlichkeit empfindet der Fremde in Rio de Janeiro neben der jetzt vollständig durchgeführten Kanalisation und der guten Trinkwasserversorgung das weitverzweigte Straßenbahnnetz, das einen bequemen Verkehr auch mit den entferntesten Vorstädten vermittelt. Auch Feuerwehr und Polizei entsprechen allen billigen Anforderungen.

Die Schönheit und der Stolz Rios aber ist sein Hafen, den man in der Tat ohne Übertreibung als den schönsten in der Welt bezeichnen kann. Eine 1600 Meter breite Einfahrt führt zwischen dem 387 Meter hohen Pão de Acucar, dem „Zuckerhut", dessen charakteristische Gestalt auch auf den beigegebenen Abbildungen deutlich hervortritt, und dem 228 Meter hohen Pico in die prachtvoll umrahmte, inselreiche Bai von Rio de Janeiro, deren Anblick jedem Reisenden unvergeßlich bleiben muß. Sie bietet den Schiffen, die in ihr vor Anker gehen, eine vollkommen sichere Zuflucht, denn die Stürme des Atlantischen Ozeans finden hier keinen Zugang, und die aus Nordwesten kommenden Böen, die Terraes altos, die allerdings bis zu gefährlicher Heftigkeit anwachsen können, gehören zu den größten Seltenheiten. Der Schiffsverkehr in diesem wunderschönen Hafen ist denn auch sehr beträchtlich und nimmt noch immer zu. Der Ein- und Auslauf von Fahrzeugen übertrifft den der anderen brasilianischen Hafenplätze bedeutend und beläuft sich neuerdings auf mehr als 1400 Schiffe im Jahre.

Einen sehr günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Schiffahrt üben die fortwährenden Verbesserungen der Hafenanlagen aus, für die in richtiger Erkenntnis ihrer Wichtigkeit von Staats wegen große Summen aufgewendet werden. Im Jahre 1910 wurden die neuen



Ein deutsches Geschwader im Hafen von Rio de Janeiro.

Kaianlagen eröffnet. Ende des genannten Jahres betrug ihre Gesamtlänge 2976 Meter, und der Ausbau wurde seitdem mit großem Eifer fortgesetzt. Um einem lebhaft empfundenen Bedürfnis zu genügen, hat der



In Rio lebende Deutsche fahren dem Flaggschiff „Kaiser“ zur Begrüßung entgegen.

Lloyd Brazileiro, die größte brasilianische Schiffahrtsgesellschaft, außerdem in den letzten Jahren von einer nordamerikanischen Firma eine großartige Schiffsreparaturwerkstatt einrichten lassen.

Da Rio de Janeiro zugleich der bedeutendste Kriegshafen der Vereinigten Staaten von Brasilien ist, ist er natürlich auch befestigt. Die Einfahrt wird

beim Pão de Acucar von den Forts São João und Theodosio und am Pico von dem Fort Santa Cruz seitlich geschützt. Ein weiteres Fort befindet sich auf einem nahe der Einfahrt gelegenen kleinen Felseneiland,



Das brasilianische Schlachtschiff „Minas Geraes" gibt den deutschen Kriegschiffen bei der Ausfahrt das Geleite.

und die Insel Villegaignon ist ebenfalls ziemlich stark befestigt. Eine oder mehrere Batterien befinden sich auf der Insel (portugiesisch Ilha) das Enchadas und auf der unmittelbar vor Rio selbst gelegenen Ilha das Cobras. Hier ist auch das große Seearsenal mit Werften und Docken untergebracht. Die Zollkaserne erhebt sich auf dem benachbarten Inselchen Fiscal.

Das größte der über die Bai verstreuten Eilande ist die Ilha do Governador.

Mit der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten von Brasilien war es bis zum Jahre 1907 ziemlich kümmerlich bestellt. Man zählte allerdings 1906 73 Fahrzeuge mit 449 Kanonen, darunter 11 Panzerschiffe mit 176 Kanonen; aber es handelte sich dabei meist um alte Schiffe, die den Anforderungen des neuzeitlichen Seekrieges in keiner Weise gewachsen waren. In Anbetracht der ausgedehnten Seegrenze und der unbeschützten Lage sah man sich deshalb veranlaßt, diese unzureichenden Seestreitkräfte durch den Bau von Kriegschiffen, die den jetzigen Anforderungen entsprechen, erheblich zu verstärken.

Festliche Tage für die zahlreichen deutschen Bewohner von Rio de Janeiro bedeutete der Besuch eines aus den Kriegschiffen „Kaiser", „König Albert" und „Straßburg" bestehenden deutschen Geschwaders, das von den brasilianischen Regierungsbehörden mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurde und mit der Marine in bester Kameradschaftlichkeit verkehrte. Die eingesessenen Deutschen ließen es sich nicht nehmen, auf Barkassen dem Flaggschiff „Kaiser" zur Begrüßung entgegenzufahren, es gab einen begeisterten Empfang und allerlei festliche Veranstaltungen, bis das Geschwader unter dem Ehrengeleit des neuen Dreadnoughts „Minas Geraes" den herrlichen Hafen von Rio de Janeiro wieder verließ.

Wann wird es wieder einmal zu einem solch freundschaftlichen Empfang deutscher Kriegschiffe im „schönsten Hafen der Welt" kommen?



'leicht hat s' der Teufel g'holt ...

Eine boshafte Geschichte von Robert Mayer

Der Forstg'hilf, der Xaverl, hat dem Förster in Lughausen sei Töchterl gern g'seh'n, und 's Lenerl war dem feschen Buam aa net erst seit gestern guat. Dem Förster und der Försterin war de Liebschaft gar nit amal so z'wider, aber de ledige Schwester von der Frau Försterin hat im Forsthaus dabei g'wohnt, a bissige Person a bucklete, de der schwarzen Katz net amal den Kater 'gunnt hat, viel weniger dem Lenerl den Forstg'hilfen. Solchene Tanten ham oft glei' mehra zum sag'n im Haus als wia der Herr oder gar d' Frau selber. So war's aa im Forsthaus. „Sie" hat's ferti 'bracht, daß 's Lenerl beinah nia alloan hat fortgehn derf'n, und mit ihr'm Buam is s' geh glei' alli heilig'n Zeiten erst wieder amal z'amkomma. Im Wald natürli oder so, net auf de Treppen.

Letzting, wia der Hausdrach nachmittag in der Betstund war, is 's Lenerl aber do schnell ausg'wischt; im Wald hat's ganz zufälli den Xaverl 'troffen. No, da gibt's na allerlei zum erzähl'n, und wann ma dazwischen a Bussel derwischt, kann ma am End nix dafür, und in 'n Erdbod'n versinkt ma net glei' deswegen. Ewige Treu hot s' ihm g'schwor'n und a Photographie hat s' ihm g'schenkt, wo de ganz Förstersfamilie drauf g'wesen is und sie selber natürli aa. An oanschichtigs Bildl hat s' net g'habt. Hat der Xaverl halt aa mit dem z'fried'n sein müss'n, wenn glei' die Tant' aa drauf dabei war. Is halt nix vollkommen auf der Welt, und a Bild mit an Fettfleck is für an Verliabten alleweil no besser wia gar koans. So hat si auch der Xaverl denkt in sei'm Zorn auf die scheinheilig Jungfer. Er hat überhaupts koa alte Jungfer derleid'n kinna, und dem

Förster selber is 's grad so gangen, aber sag'n hat er nix derf'n.

Drob'n in sei'm Stüberl hat der Forstg'hilf d' Photographie an an Maßkruag g'loahnt, und wann er hoamkomma is aus'm Revier, is er oft stundenlang davor hing'sess'n und hat sinniert, wie des wohl no werd'n sollt mit'n Lenerl, und z'wegen was unser Herrgott eigentlich die alt'n Jungfern derschaff'n hätt'. Auf die erst Frag' hätt' er schließli scho a Antwort g'fund'n, aber de zwoat hat eahm öfter Schmerz'n g'macht. Und weil er a „philosophierederischer Geist" war, hat eam die Sach' koa Ruah g'lassen, bis er si a Kielfedern g'schnitzt und an sein Freund, den Lehrer Tintenhaferl, an langa Briaf g'schrieb'n hat, daß 'n des G'wissen drucket von weg'n dem unchristlich'n Wunsch, den er wohl alle Tag glei' a paar hundertmal hätt': ‚De alt' Tant' sollt stückweis' am helliachten Tag der Teufel hol'n!' Und er sollt eahm halt schreib'n, was er dazua moanet zu der alten Jungferng'schicht.

No, de Freud von eahm, wia drei Tag später scho der Brief da war vom Lehrer. „Lieber Freund Xaverl," so hat er g'schrieb'n, „da sorg' Di net, daß dös a Sünd wär', wennst der alten boshaften Tant' recht bald die ewig' Seligkeit vergunnst. Und dös will i Dir aa no verzähl'n, was i denk' über de alten" — da hat der Lehrer drei Kreuz'ln g'macht auf'm Papier, und der Xaverl hat vor Freud mit de Finger g'schnack'lt, wie er's g'seh'n hat — „über de alten Jungfern, b'sonders wann s' von der Art der Tant' san. Siechst, i moan", hat er g'schrieb'n, „de ††† alt'n Jungfern san de Gedankenstrich im Schulheft des Lebens. Sie san de lebendig'n Fragezeich'n auf 'm Markt', und der Herr Kooperator hat g'sagt, im Beichtstuhl aa. Ins Red'n, wann s'

kemma, mach'n s' koan Strichpunkt und koa Ausrufezeich'n mehr; aber an Anführungszeich'n oder an Apostropherl an oaner schönen Stund', dös machen s' gern. Die mehrern san zaunrappeldürr wia die Komma, wann aber bloß an oanzige in 'n Himmel kemma sollt, is 's mir schon lieber in der Höll. Punkt."

Weiter hat der Xaverl gar net mehr g'les'n, so hat eahm de Antwort Pläsier g'macht. „Recht hat er, der Tintenhaferl," hat er vor eahm hi' brummt, „g'wiß aa no!" Nacha hat er das Familienbildl vom Kommodkast'n g'holt und hat mit sein' Knicker de Tant' in der ganzen Läng' aus der Familie rausg'schnitt'n. „Druck di, damische Latt'n", hat er gront und hat dös Bild von der Tant' auf 'n Boden g'schleudert —

Da is grad der Förster mit 'n Waldl zu der Tür einakomma. Der Waldl hat dös Papier für an Apportl ang'schaut, is dem Förster zwischen de Füß durchg'loffa und hat dös Apportl schnell über d' Stieg'n abi in 'n Hausfletz trag'n. Daß 'n da grad de Tant' hat derwisch'n müass'n, hat dös Hundsviecherl ja aa net vorher wiss'n kinna. De hat eahm dös Apportl abg'nomma, und der Waldl hat dabei mit'n Schwoaferl g'wedelt. Wia de Tant' aber dös Bildl genau betracht't hat, is ihr a grimmiger Zorn aufg'stieg'n, weil s' g'moant hat, der Förster selber hätt' de Grausamkeit verbrocha. All's in ihr hat si um und umg'wendet vor Gift. „Der kann si freu'n, was i eahm antua," hat si zischt. Den ganz'n Abend hat's net oa Wörtl g'redt, und glei' nach'n Ess'n is s' in ihr Stüberl ganga und hat ihra Sach' und dös bißl Geld in an alte Huatschachtel 'packt. Ganz hoamli hat sie si nacha durchs Gartl in 'n Wald umig'schlicha und am Kreuzweg hat s' auf 'n Schwager aufpaßt und hat eahm a Trinkgeld geb'n, daß er s' mitnimmt in

der Postkutsch'n bis auf Kirchsee eini, wo an entfernte Verwandte von ihr Pfarrersköchin g'wesen is. Ohne Abschied is s' furt, ganz ohne Abschied!

Am nächsten Tag in der Fruah ham s' mit'n Kaffee auf de Tant' g'wart't, weil's d' Mutter hat so hab'n woll'n. Wia aber mit dem Wart'n scho a Stund vergangа war, is der Förster zum Stüberl vo der Tant' aufig'stieg'n, und wia er z'lang ausblieb'n is, is d' Försterin aa kemma und 's Lenerl und der kloane Franz mit 'n Hemadzipfel und der Waldl mit sei'n frech'n G'schau und 'n hochg'stellt'n Schwoaferl.

„Aus is 's, aus is 's!" hat der Förster schon von aller Weit'n gschrien. „Die Tant' is nimmer da."

„Wo is 's denn hinkemma, Vadder?" hat der kloa Franzl g'fragt.

„'leicht hat s' der Teufel g'holt," hat der Förster g'antwort't. Wia er aber dös G'sicht von seiner Alt'n betracht' hat, hat er g'schwind no was brummelt von der ewigen Ruah oder so was.

Dös ganze Häusl und 'n Wald hab'n s' abg'suacht zwoa Stund lang. Bloß der Förster selber hat si derweil im Stüberl vom Forstg'hilfen aufg'halt'n, hat oa Pfeiferl nach'm andern g'raucht und zu der Melodie vo dem Liadl „Der Jäger aus Kurpfalz" in oamfort g'summt: „'leicht hat s' der Teufel g'holt, 'leicht hat s' der Teufel wirkli g'holt, 'leicht hat s' der Teufel g'holt!" Dabei hat er auf'm Kommodkast'n umanandag'suacht und dös Bildl g'fund'n, wo der Forstg'hilf de Tant' außag'schnitt'n hat. Da is grad der Xaverl vo dem Scheinsuach'n auf d' Tant' z'ruckkemma und, weil er g'moant hat, der Förster war ganz b'sonders gut g'launt, hat er glei' um's Lenerl ang'halten. In der Angst, sie kunnt'n de alt' Beißzang' do wieder

g'fund'n haben, hat'n der Förster falsch verstand'n und hat dem armen Hascherl a Watsch'n hing'wischt, daß eahm plötzlich vo seiner Jugendzeit und vo dem alten Lehrer Ochsenfiesel träumt hat.

„Ja, saxendi eini no amal," hat de Forstg'hilf g'sagt, „dös is ja do a G'walt, Herr Förschter! Und i ka nix dafür, daß mir die Tant' nimmer auffspür'n hab'n kinna."

Da is dem Alt'n glei' wieder besser word'n. „I nimm's z'ruck," hat er g'sagt, „de Dacht'l und 's Lenerl kriagst aa."

Nacha san s' mitanand abi'gangen zum Verlobungsfeiern, und auf der letzt'n Staffel hat der Förster den Xaverl am Ohrwascherl 'packt und eahm einipispert: „Moanst, daß er s' aa b'halt' — der Teufel?"

❖

Goldmacher und ihre Schicksale

Von Markus Seibert

Mit 3 Bildern

Wenn sie den Stein der Weisen hatten,
Der Weise mangelte dem Stein.
Goethe, Faust.

Benutzung und Gewinnung verschiedener Metalle, von denen mehrere, wie Kupfer, Eisen und Bronze, gleichzeitig gebraucht wurden, reichen so tief in die Zeiten hinab, daß geschichtlich sichere Zahlenangaben dafür zu geben unmöglich ist. Durch frühere praktische Betätigung wurden Vermischungen organischer Stoffe gewonnen; man lernte trennen und verbinden, wurde eigengeartete Veränderungen an Zusammensetzungen gewahr, die sich unter verschiedenen Umständen jeweilig anders gestalteten. Kupfer verlor durch Zusatz von Zinn seine rote Farbe, gewann an Härte und näherte sich im Aussehen dem Gold. Praktische Erfahrungen und die Ergebnisse ihrer Vermischung forderten notwendig zu Gedankenbildungen über beobachtete und erfahrene Vorgänge auf. So entfalteten sich Theorien auf Grund handwerklicher Überlieferung; bloße Ideengebilde wurden lange vor der Möglichkeit wahrhafter Einsicht zu Herrschern über die Erfahrung. Vorwegnehmende, verallgemeinernde Annahmen über die Natur des Weltalls und der Dinge zwangen den erworbenen Erfahrungen ihre eigenwillige Deutung auf und nötigten zu willkürlicheren Erklärungen und Auslegungen von Vorgängen, die sonst nicht zu fassen waren.

Das war die Geburtsstunde tausendjähriger Irrtümer, durch die man die Wege zu wirklicher Erkenntnis verlegte. Vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, waren die ersten großen Trugbilder für alle Welterklärung, für die auf- und durcheinander wirkenden Dinge im Bereiche des sichtbar Wahrzunehmenden wie

auch alles dessen, was unfaßlich und unerklärlich blieb. Aus dem Zusammentreten und Entgegenwirken eines Urstoffes mit den Elementen erklärte man alles Entstehen und Vergehen der Dinge. Lebloses und Lebendiges wurde daraus entstanden gedacht. Ob Feuer, Wasser, Erde oder das Chaos, aus dem sie sich lösten, als Urstoff gelten sollten, darüber waren die Annahmen verschieden. Vier Elemente aber galten unbedingt als Grundstoffe aller Dinge und allen Geschehens. Durch Jahrtausende, bis zu Antoine Laurent Lavoisier, der schuldlos während der Pariser Schreckensherrschaft 1794 unter der Guillotine verblutete, galt die willkürliche Lehre von den vier Elementen.

Der uralte Gedanke der Verwandlung der Elemente ineinander, ihrer Verschmelzung und Trennung, wie ihrer Herkunft aus einem Urstoff, der Materia prima, lag der Alchimie zugrunde, die darum den Weg jahrtausendelangen Irrtums ging, weil sie nur logisch scheinende Grundsätze der Natur aufnötigte. Was sie trotzdem förderte, waren unzählige praktische Ergebnisse und Erfahrungen, die in langen Jahrhunderten fortgesetzter Arbeit, mühsam und den Theorien entgegengesetzt, gewonnen wurden.

Die Alchimie war eine Kunst, die zu Entdeckungen und Erfindungen führte. Sie kam als Afterwissenschaft erst in Verruf, als sich die Lehren von den vier Grundstoffen als reine Dichtung erwiesen. Dazu waren mehr als zwei Jahrtausende nötig. Wie die Astronomie die Tochter der Astrologie genannt werden darf, so war die alchimistische oder hermetische Kunst die Mutter der Chemie. Alchimie war die Kunst, einen Stoff in einen anderen zu verwandeln; dieser Grundgedanke be-

stimmte alle ihre Wege bis zu dem alten kühnen Gedanken, edle Metalle, wie Gold oder Silber, und Edelsteine künstlich zu erzeugen. Das unermüdliche Suchen nach der mächtigen „Tinktur“, dem „großen Elixier“, dem „Stein der Weisen“, dem „Magisterium“, wodurch dies Kunststück der „Transmutation“ der Metalle, ihre Verwandlung, gelingen mußte, ging von Geschlecht zu Geschlecht durch die Jahrhunderte.

Wurde Kupfer mit Galmei zusammengeschmolzen, kam eine goldglänzende Legierung zustande. Durch Arsenik (Auripigment) wurde Kupfer weiß; eine silberähnliche Verbindung war das Ergebnis. In beiden Fällen schien Verwandlung oder Veredlung des Kupfers gelungen. Im Altertum erfaßte man den Begriff des Goldes nicht streng; man hielt mit dem echten Edelmetall auch ähnliche Legierungen für gleichwertig und nannte sie Gold. Zuverlässige Methoden, das echte Gold vom falschen zu scheiden, fehlten, wenn man auch die Feuerproben, Bestimmung des Gewichts und den Probierstein, allerdings ohne Zuhilfenahme von Säuren, kannte. Ein schon um 1550 v. Chr. geschriebenes ägyptisches Werk enthält eine Menge technischer Vorschriften, nach denen betrügerische Alchimisten aller Zeiten Gold und Silber darzustellen wußten.

Nach Goethes klaren Worten war die Alchimie der „Mißbrauch des Echten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung echter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unseren liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird ... Was wir auf solche Weise wünschen, halten wir gerne für möglich; wir suchen es auf alle Weise, und der, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.“

Wenn auch, naturphilosophisch gedacht, die besten Köpfe immer wieder gläubig daran festhielten, daß edle Metalle durch bestimmte Prozesse erzeugbar sein müßten, so ging doch offenbare Fälschung und plumper Betrug von frühe an durch lange Jahrhunderte. Im Jahre 81 vor Christi Geburt bedrohte ein römisches Gesetz, die Lex Cornelia de Falsis, die Falschmünzer mit Todesstrafe. Kaiser Antonius ließ eiserne silberplattierte Denare schlagen; unter Nero, Vitellius, Trojan und späteren Kaisern wurden die Münzen so schlecht, daß die Staatskassen ihre eigenen Münzen nicht mehr annahmen und alle Abgaben in Gold verlangten. Zuletzt enthielten die Silberstücke nur noch 5 Prozent reines Metall, die Goldmünzen waren zur Hälfte mit Kupfer legiert. Die Fälschung erfolgte im großen. Unter Aurelian war reines Gold selten, Silber gänzlich verschwunden, ersetzt durch wertloses Blei; Kupfer war das einzige unverfälscht in Massen vorhandene Metall. Durch ein Edikt des Kaisers Diokletian wurde 296 n. Chr. befohlen, daß „alle von uralten ägyptischen Weisen geschriebenen Bücher über die Kunst, Gold und Silber künstlich herzustellen, aufgesucht und verbrannt" werden sollten. Der Betrug der angeblichen Metallverwandlung war längst offenbar, die Kunst der Goldmacherei erschien nicht bloß deswegen, weil sie eine bedeutsame Geheimlehre war, begehrenswert. Der Glaube an die Möglichkeit der Erzeugung edler Metalle erlosch aber so wenig als gauklerischer Betrug.

Uralt sind die Klagen über die mystische Unklarheit alchimistischer Vorschriften. Der 950 n. Chr. gestorbene Al Farab sagt: „Die Leute bedienen sich dunkler Ausdrucksweisen. Es versteht sie nur ein Gelehrter, der ihrer Schule angehört. Auch verwenden sie dichterische

Bilder. Von trügerischen Phrasen, in denen man die Wahrheit nachahmt, reiht sich eine an die andere, so daß der Verstand in Verwirrung gerät. So kann denn die Kunst nicht aus dem verstanden werden, was über sie geschrieben ist." Noch 1705 äußerte sich Fabricius, über die von allen Alchimisten verehrten Sprüche der Tabula smaragdina des dreimalgroßen Hermes: „Die Worte sind dunkel, so daß sie viel Rauch aber wenig Licht geben." Güldenfalk erzählt 1784 in seinen „Hundert Transmutationsgeschichten", daß Besitzer der „großen Tinktur" lieber starben, als sie ihre Kunst preisgaben. Einer der Adepten behauptete, er brauche nur einen beschriebenen Zettel in den Mund zu nehmen, um unverwundbar zu sein. Man machte die Probe, und mit einem Schwertschlag flog sein Kopf vom Rumpf. In seinem Munde fand sich ein Zettel mit den Worten: „Ich kann wohl sterben, nicht aber mein Geheimnis offenbaren." Andere endeten freiwillig durch Gift ihr Leben, um das große Geheimnis vor Habgierigen zu retten.

Doch berichtet die Geschichte seltener von solchen Männern als von offenkundigen Täuschern und Trügern. So schrieb der 1406 gestorbene arabische Gelehrte Ibn Khaldûn: „Unter den Menschen, die zu faul sind, um Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, gibt es viele, die sich, durch ihre Begehrlichkeit verführt, der Alchimie widmen ... Sie betrügen öffentlich und geheim. Sie überziehen Schmuckgegenstände aus Silber mit einer dünnen Goldschicht, solche aus Kupfer mit Silber, oder stellen ein Gemisch beider Metalle her. Kupfer machen sie durch sublimiertes Quecksilber weiß, so daß es silberähnlich wird; auch machen sie falsches Geld, das sie mit dem Stempel des Sultans versehen. Sie treiben



Phot. F. Bruckmann A.G. München.

David Teniers: Der Alchimist.

sich an den Grenzen der Provinzen umher, wohnen in Dörfern, deren Bewohner unwissend sind, und ziehen sich in die kleinen Moscheen der Nomadenvölker zurück. Sie erwecken in diesen Einfaltspinseln den Glauben, als ob sie Gold und Silber machen könnten, und so finden diese Schufte leicht die Mittel für ihren Lebensunterhalt. Wird ihre Unfähigkeit offenkundig, so verziehen sie sich in eine andere Provinz und beginnen von neuem mit ihren Betrügereien."

Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts enthüllte Al Gaubarî aus Damaskus dreihundert solcher Methoden zum Überlisten. Mit ruhiger Klarheit sagt der alte Gelehrte, daß jene Schwindler ja überhaupt nichts von den Menschen brauchten, nicht zu betrügen nötig hätten, wenn sie etwas von der Wissenschaft, Gold zu machen, wüßten. Sie stellten sich an, als sei ihnen an irdischen Gütern nichts gelegen, brächten die reichen Menschen dadurch um ihren Verstand und nähmen ihnen zuletzt Goldpfunde für eine Silbermark ab. Solche Betrüger „verbrennen auch Gold und Silber mit Auripigment, wobei sich eine Asche bildet; diese aber geben sie als Elixier aus. Nimmt man davon etwas und wirft es in einen Tiegel, so wird bei starker Erhitzung sich unten reines Edelmetall ansammeln und es wird auch oberflächlich vergolden".

Im 12. Jahrhundert kam ein Perser nach Damaskus, nahm 1000 Golddenare — 20 000 Mark — feilte sie klein, setzte dem Goldstaub feines Kohlenpulver, Mehl und Fischleim zu und knetete aus der Masse kleine Kugeln. Als Fakir verkleidet, verkaufte er diese Pillen einem Drogisten als „chorassanischen Tabarnak". Das Phantasiewort war eine Erfindung des Persers. Der Tabarnak sollte ein Heilmittel gegen Gifte sein und

gut für alle Erkrankungen der vier Säfte des menschlichen Körpers. Er pries dem Drogisten den Nutzen und bot ihm als notleidender Fakir den „Tabarnak" für fünf Mark Silber. Nun verkleidete sich der Fakir als Wesir und stieg, begleitet von einem Mamelucken in einer großen Karawanserai ab. Bald erfuhren die Edlen des Landes, er könne in einem Tag ein großes Vermögen machen. Man bedrängte ihn hart um seiner Kunst willen, aber er wollte sie nur dem Sultan offenbaren, der ihm zuvor schwören müsse: „was er auch immer darstelle, nur für den Krieg auf den Pfaden Gottes" auszugeben. Der falsche Wesir wurde zum Sultan gebracht und versprach, nichts mit seiner Hand zu berühren; er schrieb die Chemikalien auf, die er zum Goldmachen brauche, darunter war ein Pfund chorassanischer Tabarnak. Niemand in Damaskus kannte das Geforderte, bis der Polizeidirektor auf Geheiß des Sultans von Laden zu Laden ging. Endlich fand man das Mittel und versiegelte den Krug, der es enthielt. Der Besitzer sagte aus, daß ihm ein armer Fakir den Tabarnak um fünf Dirham verkauft habe; man gab ihm das Doppelte. Der Gauner machte nun vor dem Sultan Gold und erhielt 1000 Pfund zum Geschenk. Die Versuche wurden wiederholt, bis das herrliche Mittel verbraucht war. Nun sollte es aus einer Berghöhle in Chorassan geholt werden. Der Sultan gab dem Perser dazu 60 Leute mit, feine Leinengewebe aus Alexandria, Ladungen Zucker, Kamele und Treiber, ein Zelt mit Küche, Teppiche und Reisegeld nach Persien. Darauf nahmen der Sultan und seine Beamten Abschied von dem — Schwindler.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts täuschte ein Adept Daniel von Siebenbürgen einen der Mediceer-

fürsten in Toskana, Cosmos I. Er verlangte das Universalmittel „Usufur“. Das stark goldhaltige Mittel zum Goldmachen fand sich zu billigem Preise in Florenz; der Adept hatte den „Stein der Weisen“ vorher dort verkauft, auch er brauchte, wie der persische Fakir und Wesir, „keine Hand anzulegen“ bei den Verwandlungen und gewann immer noch weit über seine Auslagen. Mit 20 000 Dukaten, die man ihm für seine Anweisungen gab, machte er eine Reise nach Frankreich und kam nie wieder. In Florenz erfuhr man zu spät, daß kein „Usufur“ mehr dort zu haben war. Die „rote Tinktur“ usifur bedeutet bei dem arabischen Alchimisten Geber Zinnober; der Adept Daniel hatte ihn zu seinen Zwecken gleichfalls goldhaltig gemacht.

In den ersten Jahrzehnten nach 1500 wütete Cornelius Agrippa von Nettesheim, der selbst Alchimist war, gegen die eitle Wissenschaft; er bekennt zwar, daß er „dieser Kunst nicht sehr feind sei“, schimpft aber gewaltig auf die betrügerischen Erzeuger der „großen Tinktur“. Unter allen, die sich dieser Kunst befleißigen, sei keiner, „welcher ein solches Wunderwerk versprochen habe, der es jemals in der Tat bestätigt ... Nichtsdestoweniger finden sie Gemüter, welche nach der Glückseligkeit dieser Kunst begierig sind, wenn ihnen von Goldmachern weißgemachet wird, daß sie in dem Quecksilber mehr Reichtum als im Golde erlangen sollen“. Das Quecksilber galt als Urstoff, als „Same der Metalle“. „Obwohl sie allbereit drei- oder viermal von ihnen betrogen worden, gehen sie doch immer wieder dran, lassen sich die Augen aufs neue verblenden.“ Diesen törichten Leuten haben sie die Geburt großer Goldklumpen von ihrer mühsamen Arbeit versprochen und brächten zuletzt nichts zuwege, als „Ungesundheit, leere Beutel,

zerlumpte Kleider, welche nach Schwefel, Kohlen und Ruß stinken .... Durch das giftige Quecksilber werden sie paralytisch oder gelähmt, ihr Nasenfluß ist ihr einziger Reichtum und so gehen sie einem armen und erbärmlichen Ende entgegen, sie werden so elend, daß sie für drei Pfennige ihre Seele verkaufen und verdestillieren."

Zu den betrügerischen Praktiken gehörten Tiegel mit doppeltem Boden, in denen das Blei oder Quecksilber erhitzt wurde; der verborgene Raum enthielt das angeblich erzeugte Gold. Auch kunstvoll gemachte Rührstäbe oder löffelartige Gebilde bargen verstecktes Gold, das beim Schmelzen in den Tiegel floß. Nach dem angeblichen Einwerfen der Tinktur, des „roten Pulvers", und ähnlicher geheimnisvoller Stoffe, bedeckte man den Tiegel mit Kohlen, in denen Gold steckte, das mit Wachs verschlossen war. Zur teilweisen Verwandlung von Eisen in Gold lötete man Gold an eiserne Nägel und verbarg den angesetzten Goldteil unter einem eisenartigen Anstrich, der dann während der Prozeduren abschmolz. Münzen wurden ganz oder teilweise in Gold verwandelt, ein Kunststück, das der Pole Sendivogius 1619 vor Kaiser Ferdinand II. machte. Der Adept verschaffte sich geprägte Münzen, die aber aus aufeinandergelötetem Gold- und Silberblech bestanden. Die Goldseite wurde durch Amalgamieren mit Quecksilber gefärbt. Mit dem „Stein der Weisen" bestrichen oder in Pulverform bestreut und zum Glühen gebracht, verflüchtigte sich das Quecksilber, das Gold trat zutage, die „Verwandlung" war geschehen. Auf andere Weise betrog der Alchimist Georg Honauer gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Herzog Friedrich von Württemberg. Es war eine große Menge Goldes nach Honauers Worten zu erwarten.

Nach genau getroffenen Anordnungen verließ der Herzog mit seiner Begleitung die chemische Küche und steckte den Schüssel zu sich. Wie der Alchimist vorausgesagt, enthielt der Tiegel nachher Gold. Er hatte vorsorglich einen Knaben in einer Kiste versteckt, der es zum schmelzen hineinwarf, als der Herzog gegangen war.

Raimund Lull soll um 1332 den englischen König Eduard III. zu einem Kreuzzug wider die Sarazenen 60 000 Pfund Gold gemacht haben. Der große Alchimist war aber schon drei Jahre nach der Geburt des Königs nicht mehr am Leben. Es ist vermutet worden, daß es ein Namensvetter war, der die Summe für die 60 000 Rosenobel „gemacht" hat, die der König im Krieg gegen Frankreich verbrauchte. Nikolaus Flamel, den man des Wuchers bezichtigt, soll unerhörte Mengen Goldes schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gemacht haben. Vierzehn Hospitäler, drei Kapellen und sieben Kirchen soll er davon erbaut haben. Ein englischer Geistlicher, Georg Ripley, soll Gold gemacht und dem Johanniterorden ein Jahrhundert später 100 000 Pfund gegeben haben. Ein glücklicher Alchimist, Hieronymus Crinot, hat angeblich um die gleiche Zeit 1300 Kirchen erbaut; leider weiß niemand zu sagen wo. Der große Gelehrte van Helmont berichtet von einem Fremdling, der ihm eine Menge des Steins der Weisen zeigte, groß genug, um 200 000 Pfund Gold damit zu erzeugen. Helvetius kannte einen Adepten, der ihm von dem kostbaren Stoff so viel zeigte, als 20 Tonnen Gold wert sind. Kaiser Rudolf II., der 1612 starb, der große Beschützer der Alchimie, hinterließ 14 Zentner Gold und 60 Zentner Silber; man glaubte an die künstliche Erzeugung seiner Reichtümer und



Franz Hanfstaengl, München.

Adrian van Ostade: Der Alchimist.

auch daran, daß August von Sachsen seine 17 Millionen Reichstaler der Alchimie verdankte. Allerdings ging auch die Rede, daß sie seinen Bergwerken entstammten.

Sein Nachfolger Christian I. setzte die alchimistischen Arbeiten des Vorgängers fort; auch sein Millionengoldschatz galt aus gleicher Quelle entsprossen. Solche Erzählungen boten Grund genug, Tausende von Hoffnungen zu erwecken und den Trieb nach Gold zu stacheln.

War schon seit 1317 durch eine Bulle des Papstes Johann XXII. die Alchimie scharf bedroht, so erließ Karl V. in Frankreich 1380 ein Gesetz, wonach Besitz von chemischen Gerätschaften und Öfen untersagt war, König Heinrich von England verbot die Alchimie 1404 in seinem Reiche. Aber schon 1423 forderte König Heinrich VI. in mehreren Erlassen alle Geistlichen und Gelehrten Englands auf, nach dem Stein der Weisen zu suchen. Er erteilte drei Alchimisten ein Patent auf ihre Kunst, bewilligte acht Goldmachern große Vorrechte und suchte seinen Nachbarstaaten geprägtes Falschgold aufzuhängen, wogegen sich Schottland durch Verbote wehrte, indes Frankreich den Engländern mit gleichem Betrug begegnete. All diese Verbote erloschen während der Reformationszeit, wo die Alchimisten, deren Weizen unter Rudolf II. blühte, ihn bewundernd Hermes Trismegistos, den dreimalgroßen Hermes, nannten. Nicht von allen Fürsten konnte solcher Erfolg behauptet werden, wie man ihn Kaiser Rudolf II. und den sächsischen Fürsten nachsagte. König Friedrich III. und Christian IV., sein Nachfolger, trieben mehrere Millionen erfolglos durch Rauch und Asche. Gegen zwei württembergische Herzöge, Friedrich und Johann Friedrich, erhoben sich die Landstände, als sie, durch Goldkochen tief verschuldet, Erleichterung der großen Schuldenlast des Kammergutes verlangten. Friedrich unterhielt in Groß-Sachsenheim im Oberamt Vaihingen eine ganze Kolonie von Alchimisten. Dem Herzog

Johann Friedrich gaben die Stände 1611 zu wissen, er möge die „unnützen Alchimisten als Betrüger aus dem Lande schaffen, wodurch sich die Kräfte seiner Kammer bald erholen könnten".

Herzog Friedrich I. von Sachsen-Gotha, der von 1674 bis 1691 regierte, zog dem Bären das Fell ab, noch ehe er ihn fing; er bestimmte 1684 4¼ Millionen für Werke der Barmherzigkeit, für Kirchenschmuck, Pfarrer und Lehrer aus den Ergebnissen der „unter den Händen habenden Arbeit der Tinktura". Vier Jahre später schrieb er dem Geheimrat Bachof v. Echt: „Sollten meine Intentiones recht reüssiren, so wollten wir zwischen hier und Weihnachten so viel Geld haben, daß wenn noch zehn solche Grafschaften (wie Chur-Brandenburg) zu kauffen weren, so müßten sie unser seyn, und wollte noch dabey etzliche zehntausend Mann Soldaten halten."

Zu jenen Zeiten war es gefährlich, im Ruf zu stehen, den Stein der Weisen zu besitzen oder nach ihm zu streben. Tausendmal wird erzählt, wie geheimnisvolle Fremde irgendwem bewiesen, daß sie Gold zu machen verstünden; sie waren aber fast immer verschwunden, wenn das Gold im Tiegel gleißte. Die meisten wollten auf dunkle Weise in den Besitz des kostbaren Pulvers gekommen sein, um sich im Notfall vor persönlicher Mißhandlung, Folter und Tod zu schützen, wenn man nach ihren Rezepten verlangte. Ein angeblicher schottischer Edelmann, Alexander Setonius, der allzuoffen über seine Kunst sich ausließ, wurde gewarnt: „Ihr tut nicht wohl, Euch so an den Tag zu geben; wenn solches die Fürsten erführen, würden sie Euch auskundschaften, nachstellen und gefangen nehmen, um dieses große Geheimnis ihnen zu offenbaren." Herzog Friedrich von

Württemberg, dem Setonius entkam, ließ ihn durch alle Behörden bis ins Ausland verfolgen. Christian II. von Sachsen gelang es, ihn zu greifen; durch grausame Folterung suchte er ihm sein Geheimnis zu erpressen. Ein polnischer Edelmann, Michael Sendivogius, befreite den unglücklichen Alchimisten und brachte ihn nach Krakau, wo er 1604, ein Jahr nach der Folterung, an ihren Folgen starb. So sollte ein Adept, Ludwig von Neiße genannt, zu Marburg 1483 Quecksilber in Gold verwandelt haben. Hans v. Dornburg, ein mächtiger hessischer Edelmann, brachte ihn in seine Gewalt, ließ ihn hart foltern, und da er nichts bekannte, im Gefängnis verhungern. Viele Alchimisten wurden ermordert, so Denis Zachaire, der 1556 in Köln ums Leben kam. Ein Karmelitermönch, Albrecht Bayer, der, 1570 von Italien kommend, in Nürnberg Gold machte, wurde dort umgebracht. Unter denen, die den Augustinermönch Sebastian Siebenfreund wegen des Steins der Weisen in Wittenberg ermordeten, soll der berüchtigte Thurneisser gewesen sein. Von nicht wenigen erfolgreichen Goldmachern ging die Rede, sie verdankten Mord und Verbrechen ihre Mittel. Viele mochten gute Gründe haben, sich unter wechselnden Namen und Gestalten unerkannt umzutreiben, wie Jeremias Philaletha um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Manchem fehlten die Ohren oder eine Hand, Glieder, die sie irgendwo unterm Galgen dem Henker gelassen hatten.

Die Lebensläufe der meisten waren nicht weniger wild bewegt, wie ihr ganzes Zeitalter; die berüchtigsten Alchimisten waren von mehr als dunkler Herkunft und suchten sich unter klingenden Namen zu empfehlen. Die Fürsten kümmerten sich wenig darum, woher die zweifelhaften Ehrenmänner kamen, es gab nur die eine

Frage, ob sie Geld zu schaffen verstanden. Ein Barbiergeselle, Johann Heinrich Müller, wurde vom Herzog Friedrich von Württemberg auf Reisen nach Spanien und Frankreich geschickt, um sich in der Kunst zu vervollkommnen. Auf Rudolfs II. Bitten, ließ ihn der Landgraf für einige Zeit nach Prag ziehen. Der Kaiser erhob den Badergesellen 1603 in den Adelstand als Herrn v. Müllenfels. Später machte ihn Herzog Friedrich zum Amtmann und schenkte ihm das Gut Neidlingen. Trotzdem endete der Adept vier Jahre nach seiner Adelserhebung zuletzt am Galgen. Der Alchimist Honauer, der dem Herzog den Streich mit dem in der Kiste versteckten Jungen gespielt, betrog ihn um volle 200 000 Taler. Er hatte dem Fürsten vorgegaukelt, nicht weniger als 25 Zentner Eisen in Gold zu verwandeln. Aus diesem Eisen gebot der Fürst, einen 35 Fuß hohen Galgen zu errichten und mit goldfarbenem Metall zu bekleiden. Daran ließ er den Betrüger in einem Gewand aus Goldschaum aufhängen. Die Exkution kostete samt Galgen und Schaugerüst 3000 Gulden. Kein Fürst seiner Zeit gab dem Henker so viel Arbeit wie Herzog Friedrich, dem leider mehr von diesen Gaunern entliefen, als er am Galgen baumeln sah. Der eiserne Galgen stand bis 1788 auf einer Anhöhe bei der Prag unweit Stuttgart. An ihm endete 1738 auch der Jude Süß Oppenheimer, der Finanzminister Karl Alexanders.

Eine Verbrecherbande von Adepten und Gesindel schlimmsten Grades fand sich beim Herzog Johann Friedrich II. von Sachsen-Weimar zusammen. Zwei ehemalige Pfarrer, Philipp Sömmering, der sich auch Therocylus hieß, und Abel Scherding, schlossen 1566 mit dem Landesherrn einen Vertrag, wonach sie Gold zu machen versprachen. Beide waren Betrüger und ent-

flohen mit einem früheren Kammerdiener und Hofnarren, Heinrich Schombach, der „schielende Heinz" nach einem Gebrechen genannt, und seinem Weib Anne Marie, die als kundige chemische Köchin galt. Beim Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel trafen sie vier Jahre später ohne Scherding wieder zusammen und brachten einen verkommenen Landsknecht, Sylvester Schülfermann aus Lübeck, mit, der sich auf der Flucht von Gotha zu ihnen gesellte. Für die ersten Ausgaben bewilligte der Herzog 2000 Taler und bot der Bande Nahrung und Obdach. Die Frau des schielenden Narren stammte aus angesehenem sächsischen Adelsgeschlecht und war die Witwe eines Edelmanns. Sömmering glaubte an ihre geheime Wissenschaft. Der Herzog machte Sömmering zum Kammer-, Berg- und Kirchenrat, und viele mußten sich im Lande seinem Einfluß und Willen beugen. Man warnte den Herzog, der gläubig blieb. Ein Bote, der Enthüllungen bringen sollte, wurde von dem Landsknecht auf der Straße ermordert. Da kam noch der ehemalige Landsknecht Jobst Kettwig aus Lüneburg dazu, die Bande geriet sich in die Haare und ihr Treiben wurde ruchbar. Da vergifteten sie unangenehme Zeugen und suchten sogar die Herzogin zu beseitigen. Sömmering bat um seinen Abschied, der Fürst, endlich mißtrauisch geworden, weigerte sich. Seit 1574 lagen sie im Kerker zu Wolfenbüttel; die Landsknechte gestanden ohne Tortur, die übrigen erst durch die Folter. Ein Jahr darauf, am 7. Februar kam es zum Urteil. Sömmering und Schombach wurden mit glühenden Zangen zerrissen, geschleift und gevierteilt, die Frau des Narren mit Zangen gezwickt und in einem glühend gemachten eisernen Stuhl verbrannt. Die Landstörzer aber wurden geschleift, aufs Rad geflochten, gevierteilt und die

Stücke auf der Heerſtraße von Braunſchweig nach Goslar aufgehängt. Der Herzog war geheilt und lehnte ſpätere



Jan Steen: Der Alchimiſt.

Anerbieten von Standesgenoſſen, zuletzt den Wunſch des Pfalzgrafen Richard am Rhein, ſich mit ihm an alchimiſtiſchen Werken zu beteiligen, 1586 ab. Fünf Jahre ſpäter wurde ein ehemaliger Kapuziner, der

sich als Graf Mamugano umtrieb und auch als Graf Marco Bragadino seine Betrügereien machte, in München, mit einem Flittergoldgewand zum Spott bekleidet, an einen vergoldeten Galgen gehenkt. Zwei große Bullenbeißer, die man für höllische Geister hielt, wurden „zu mehrerer Sicherheit" unter dem Galgen erschossen.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts erfüllte einer der großen Betrüger unter den Goldmachern Europa mit seinem Ruhm: der Neapolitaner Don Domenico Manuel Caetano, der sich auch Graf von Ruggiero nennen ließ. Er trieb zuerst als Taschenspieler sein Wesen und war einer von denen, die den Schatz eines Alchimisten gehoben zu haben vorgaben. Madrid sah ihn als Betrüger entlarvt, trotzdem forderte ihn dort der bayrische Gesandte auf, zu dem als Generalgouverneur in den spanischen Niederlanden residierenden Kurfürsten Maximilian Emanuel nach Brüssel zu ziehen. Dort sollte er Gold machen. Der Kürfürst ernannte den Betrüger zum Obersten eines Regiments, dann zum Generalfeldzeugmeister, Feldmarschall, zum Titularkommandanten von München und zum Etatsrat. Caetano betrog den Fürsten um gewaltige Summen. Seine Versuche, den Stein der Weisen im großen zu erzeugen, mißlangen. Nach mehreren Fluchtversuchen wurde er scharf bewacht und sechs Jahre lang in Grünwald bei München gefangen gehalten.

Das Jahr 1704 sah den entkommenen Gaukler in Wien, wo ihn Kaiser Leopold mit großem Gehalt aufnahm. Als dieser mächtige Gönner nach einem Jahr starb, fand Caetano einen neuen Gläubigen, den Kurfürsten Johann von der Pfalz, den er schon in Wien begaunerte. Aber seines Bleibens war nicht lange bei dem neuen Herrn, der offenbar nicht genug auszubeuten

war. Das Schicksal führte den edlen Grafen nach Berlin zu dem prachtliebenden Preußenkönig Friedrich I. Dort machte er vor dem König und dem Kanzleirat Dippel, der selbst Alchimist war, einen Probeversuch. Dippel schien den falschen Edelmann zu durchschauen, denn er sagte: „Der Herr Graf schien mir zu zittern und zu beben bei unserer Ankunft; er zeigte so wenig Gräfliches in seiner Visage, als ein Savoyard, der mit seinem Raritätenkasten und Murmeltieren herumzieht, zeigen kann." Trotzdem, um ihn zu kirren, ernannte ihn der König zum Generalmajor der Artillerie. Für seine Arbeiten in Berlin verlangte Caetano 50 000 Taler für die nötigsten Unkosten; außerdem aber noch 1000 Dukaten zu einer Kunstreise nach Italien, die er aber nicht erhielt. Man vertröstete ihn auf das Gelingen der Versuche. Gleichzeitig kamen Briefe an den König aus Wien und vom pfälzischen Kurfürsten, und zu allem erwies sich das Präparat zur Golderzeugung als wirkungslos. Der König glaubte noch immer, schickte aber den Fluchtverdächtigen auf die Festung Küstrin, ließ ihn indes wieder nach Berlin kommen, weil Caetano vorgab, dort nicht arbeiten zu können. Es gelang dem Betrüger nochmal, Gold aus Quecksilber zu machen, ehe er Mittel und Wege fand, nach Frankfurt am Main zu entweichen. Da ihm dort Proben seiner Kunst nicht gelangen, wurde ihm „der Prozeß als Betrüger gemacht"; das Urteil lautete: „Tod durch den Strang". Zwei Priester hatten große Mühe, den „Grafen" auf den Tod vorzubereiten, „indem er sich zu nichts verstehen wollen, sondern horribel lamentiret, mit dem Kopf wider die Wand gestoßen und sich sonsten sehr desperat aufgeführt". Am 23. August 1709 wurde Caetano „ausserhalb der Vestung für der kurtzen Vorstadt" gehenkt.

Mit einem weißen Kamisol bekleidet, legte er unterm Galgen Halstuch und Perücke selbst von sich und wurde ohne Verhüllung des Gesichts aufgezogen. In gleißnerischem Truggold glänzend, das der Betrüger echtem Metall leider nicht gleich zu machen verstand, hing die Spottgestalt am güldenen Galgen. Auf seinen Tod wurde „zum Andenken" eine Münze geschlagen, die ihn am Galgen zeigt.

Mit ihm starb aber nicht der letzte jener Adepten, deren Tun und Leiden die Jahrhunderte erfüllt. Sogar Friedrich der Große wurde von einer Frau v. Pfuel, die Geld zu machen versprach, noch um 10 000 Taler gebracht. Später nannte er die „Goldmacherey eine Art von Krankheit, die oft durch die Vernunft eine Zeitlang geheilt scheint, aber unvermutet wieder kommt und epidemisch wird".

Epidemisch im wahren Sinn des Wortes wurde die trügerische Kunst des Goldmachens erst im 18. Jahrhundert, wo sie sich verbürgerlichte. Alle Kreise waren von der Seuche besessen. Friedrich Rothscholz schrieb 1730 in seinem Teathrum chemicum:

„Es will fast jedermann ein Alchimiste heißen,
Der grobe Idiot, der Junge samt dem Greisen.
Ein Scherer, altes Weib, ein kurzweiliger Rat,
Der kahlgeschorene Münch, der Priester und Soldat."

In diesem Jahrhundert ging der Erzbetrüger, Kuppler und Schwarzkünstler Joseph Balsamo, der sich auch Graf Cagliostro nannte, wie ein Meteor über das erstaunte, verblüffte und gläubige Europa und fand überall Anhänger. Am 21. März 1791 verurteilte man ihn zu Rom als Verbrecher zum Tod. Papst Pius VI. änderte das Verdikt des Inquisitionstribunals in lebenslange Festungshaft. Seit Mitte August 1795 verlor sich in der

Festung San Leone seine Spur. Ein geheimnisvoller Tod schloß das Leben dieses letzten Betrügers wahrhaft größten Stiles.

Noch leben überzeugte Alchimisten in Paris, und der vor einigen Jahren verstorbene schwedische Dichter August Strindberg hinterließ Aufzeichnungen zur Goldbereitung. Seit man das Radium entdeckt hat, träumen moderne Adepten heftiger als je von der Möglichkeit der Verwandlung der Elemente, der Erzeugung des Goldes, an dem alles hängt, um deswillen Menschen seit Jahrtausenden in Mühen, Qualen und Schimpf aller Art sich verzweifelt quälten und peinigten.

Es liegt ernster Sinn in der germanischen Dichtung des Nibelungenliedes, daß das fluchbringende Gold in der Tiefe des Rheins versinkt.

Selbst-Luchterhand

Von Rich. Tobien

Jahraus jahrein, bei Wind und Wetter, machte der alte Landbriefträger Luchterhand seit vierzig Jahren seine Gänge von Rotkirch nach der Moorkolonie Mariastern. Im Sommer morgens um sieben, im Winter um acht trat der weißköpfige, gebeugte, verwitterte Alte, die Ledertasche umgehängt, den derben Knotenstock in der Hand, aus der Tür des kleinen Postamts und wanderte in den Wald, der die Feldmark des Ortes begrenzt.

Ein weiter Weg lag vor ihm, und wenn auch die Postsachen täglich nur einmal bestellt wurden, mußte der Alte sich während der kurzen Tage doch beeilen, um vor Dunkelwerden wieder in Rotkirch zu sein, denn in Mariastern lagen die Siedlungen weit im Moor verstreut. Viel war ja nicht zu bestellen; Briefe wurden von den Leuten wenig geschrieben und empfangen; Zeitungen lasen nur einzelne, und auch die nur während der rauhen Jahreszeit, wenn die Feldarbeit ruhte. Im Orte aber wohnte der Lehrer und der Gendarm, die täglich Zeitungen und oft auch Briefe bekamen, und dreimal wöchentlich trug er dem Gemeindevorsteher das amtliche Kreisblatt ins Haus. Der freundliche Postverwalter riet dem Alten oft genug, wenn er müde und verstaubt seine Tasche im Amt ablieferte, den Dienst aufzugeben, oder wenigstens einen anderen, kleineren Bezirk zu nehmen. Er wußte wohl, daß der Greis nicht darauf einging. Er wolle in den Sielen sterben. Das gehöre sich in der Welt so. Überall im Moordorf war der Alte gern gesehen; er wußte da und dort bei einem Schälchen Kaffee munter von allem zu erzählen, was im Kirchdorf oder in der Stadt geschehen war, und auch von den Ereignissen draußen

in der Welt vermochte er allerlei zu sagen. Denn unterwegs — die altmodische Hornbrille auf der Nase, bedächtig dahinschreitend — las er in der Zeitung, die er dem Lehrer ins Haus trug.

Seit vielen Jahren war Luchterhand verwitwet. Allein hauste er in einem Dachstübchen beim Postverwalter; seine Kinder waren lange schon nach dem Westen abgewandert, er war allein in seiner ostpreußischen Heimat geblieben, hart an der Grenze des weiten Zarenreiches.

Ein rauher Spätherbstmorgen kam herauf. Kalter Nordwest trieb graue Wolkenfetzen zusammen, schüttelte die alten Tannen, zauste an ihren graugrünen Moosbärten. Die wenigen Leute, die zum Wochenmarkt in die Kreisstadt fuhren, mummten sich fröstelnd in ihre dicken Kragenmäntel. Wenn einer dem alten Boten begegnete, der heute noch einige Pakete auf dem Rücken trug und mühsam gegen den Wind ankämpfte, rief er ihm wohl ein paar gutgemeinte, scherzende Worte zu oder hielt das magere Pferdchen an und begann über das böse Wetter und die schlechte Zeit zu klagen. Heute aber war der gesprächige Greis recht einsilbig, so daß die Leute kopfschüttelnd ihren Weg nahmen. Mancher brummte wohlmeinend, der alte Luchterhand täte doch besser, endlich sein Amt einem jüngeren Kerl zu überlassen.

Der Lehrer und der Gendarm warteten an diesem Tag vergeblich auf ihre Zeitungen, und einer oder der andere Moorbauer, der ein paar Marken kaufen oder einen Brief mitgeben wollte, wunderte sich, daß der Alte heute nicht kam. Der Verwalter im Kirchdorfe blickte besorgt in den kalten, dunkeln Novemberabend, denn Luchterhand war noch immer nicht zurückgekom-

men. Schwere Tropfen prasselten gegen die Scheiben, der zum Sturm angewachsene Wind sauste in den Telegraphendrähten.

Der Postverwalter sah im Buch nach und überzeugte sich, daß Luchterhand am Morgen eine Geldanweisung unterschrieben hatte. Dem Gemeindevorsteher von Mariastern sollte er einhundertzwanzig Mark bringen; dann waren noch drei gewichtige Pakete aus der Kreisstadt für den Lehrer und zwei Kolonisten dabei gewesen.

Hatte den alten Mann Müdigkeit übermannt, oder war er gar überfallen worden und lag jetzt irgendwo draußen hilflos? Ob es nicht gut wäre, den ihm vorgesetzten Direktor des Postamts in der Kreisstadt zu benachrichtigen? Schon streckte er die Hand nach dem Taster des Morseapparats, da fiel ihm ein, daß dem alten Luchterhand, der vielleicht bei Bekannten im Moordorf besseres Wetter abwarten wollte, dadurch Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, und er beschloß, die drei Kollegen des Alten herbeizurufen, um mit ihnen zu beraten. Als er die dunkle Dorfstraße entlang stapfte, kam ein Wagen an ihm vorüber, der vor dem Hause des Doktors hielt; im Schein der trüben Laterne erkannte er den Gemeindevorsteher aus Mariastern, der den Arzt zu seinem kranken Kinde holen wollte. Der Vorsteher sagte ihm, daß er heute kein Geld erhalten habe, der Postbote sei nicht zu ihm gekommen. In der Dämmerung wäre der Lehrer bei ihm gewesen, um nach seinem kranken Schüler zu sehen, und hätte ihm gesagt, daß seine Zeitung ausgeblieben sei. Man habe geglaubt, Luchterhand sei vielleicht krank geworden.

Der Postverwalter bat den Gemeindevorsteher, bei seiner Rückkehr den Gendarmen vom Ausbleiben des Postboten zu benachrichtigen, und telegraphierte an

das Postamt der Kreisstadt. Von dort kam die Weisung, Mannschaften aufzubieten und nach dem alten Beamten zu suchen.

Ein Trupp Männer durchsuchte den Wald zu beiden Seiten der Landstraße, ohne allen Erfolg. Der Gendarm fragte in Mariastern bei allen Kolonisten. Niemand aber hatte den alten Mann im Dorfe gesehen, nur einige Leute, die zum Wochenmarkte in der Stadt gewesen waren, konnten sagen, daß sie ihm unterwegs begegnet waren. Am anderen Morgen erschien der Postdirektor, vom Amtsvorsteher begleitet, der zugleich Oberförster des fiskalischen Forstes war, in Mariastern und bot die ganze Ortschaft zur Suche nach dem verschwundenen Landbriefträger auf. Die Förster des Reviers durchstreiften mit Hunden den Wald nach allen Richtungen. Als es dunkelte und einer der Männer nach dem anderen zum bestimmten Sammelplatz kam, ohne eine Spur gefunden zu haben, rechnete man mit der Wahrscheinlichkeit eines Verbrechens.

Drei Kilometer von der Straße entfernt, die von Rotkirch nach Mariastern führte, und mit ihr teilweise gleichlaufend, sich durch den Forst zog, lag die Landesgrenze. Auf preußischer Seite machte sie einen großen Bogen um das sogenannte Wrusebruch. Das mit krüppelhaften Erlen und Birken dürftig bestandene Moor, das im Herbst und Frühjahr sumpfig war, galt als unergründlich tief und konnte nur zur trockensten Jahreszeit, und auch da nicht ohne Gefahr von sicher Wegkundigen begangen werden. Preußische und russische Grenzbeamte wußten wohl, daß es Leute gab, die nach einer Redensart mit verbundenen Augen das tückische Moor durchqueren konnten — die Pascher — die nächtlicherweile ihrem verbotenen Gewerbe nachgingen. Doch

konnte schwerlich einer der ihren der Mörder gewesen sein, weil sie nur bei Nacht sicher waren, ungesehen über die Grenze zu kommen; Luchterhand war aber am Vormittag unterwegs gewesen.

Man stand vor Rätseln. Die Behörde schickte einen Polizeibeamten aus der nächsten Hauptstadt nach Rotkirch, der zum Oberförster ins Haus kam und von ihm als Forstmann ausgegeben wurde. Festgestellt war, daß die drei Pakete, mit denen der alte Luchterhand am Morgen weggegangen war, dem Lehrer und zwei Kolonisten gehörten, die beide nahe am Waldrande wohnten. Die Ansiedler waren am fraglichen Tag zum Markt in der Stadt gewesen; keiner von beiden war dem alten Postboten begegnet. Der eine — ein Bauer Rieß — war am Vormittag schon heimgekehrt, während Waltat erst am späten Nachmittag zurückkam. Keiner der Angehörigen der beiden Kolonisten, zu denen Luchterhand zuerst gehen mußte, hatte ihn gesehen. Man mußte annehmen, daß dem alten Mann noch im Walde etwas geschehen sei.

Der Polizeibeamte ließ nichts unversucht, doch bot sich kein Anhalt. Als der Winter über Nacht kam, und weithin Feld und Wald tief verschneit lagen, gab man die Nachforschungen auf.

Der Nachfolger des spurlos verschwundenen Luchterhand, ein jüngerer, kräftiger Mann, hatte früher den angrenzenden Bezirk bestellt. Die Verwaltung rüstete ihn mit einer Schußwaffe aus und gab ihm einen scharfen Hund mit, den er auf seinen Bestellgängen an der Leine zu führen hatte.

Anfangs war der Winter überaus kalt und schneereich gewesen, und fast an jedem Morgen mußte der Postbote sich einen neuen Weg bahnen; wenn er abends

seine Tasche in das Amt zurückbrachte, war er sichtlich ermattet und durfte gleich nach Hause gehen, indes die anderen Beamten noch Briefe ordneten oder in anderer Weise tätig waren.

Kurz vor dem Weihnachtsfest änderte sich die Witterung, feiner Strichregen verwandelte Weg und Steg in schlüpfrigen Schlamm, so daß Seifert — der neue Postbote — nur mit größter Anstrengung die vor Weihnachten zahlreicher als sonst eintreffenden Sendungen, bis es dunkelte, erledigen konnte. Während der Festtage ruhte der Landbestelldienst; indessen häuften sich die Postsachen, und Seifert konnte nur mit großer Anstrengung den weitläufigen Bezirk ordnungsmäßig bestellen, so daß er immer erst auf dem Amt eintraf, wenn die Kollegen längst zu Hause waren.

Am Silversterabend schien das alte Jahr in Sturm und Wetter Abschied nehmen zu wollen. Den Tag über regnete es unaufhörlich. Dankbar verzehrte der durchnäßte, todmüde Beamte beim Gemeindevorsteher Kaffee und Kuchen und rüstete sich zum Aufbruch; es dämmerte stark, und daheim warteten seine Lieben auf ihn. Schritt er rüstig zu, so konnte er wohl noch, ehe es dunkelte, durch den Wald kommen; er wünschte allen ein frohes neues Jahr, pfiff seinem Hunde und brach auf. Der Regen war vorüber, nur wenn ein Windstoß die entlaubten Kronen der knorrigen Buchen schüttelte, klatschten noch schwere, kalte Tropfen nieder. Im Westen lag ein violetter Streif am untern Himmel, zwischen eilenden Wolken blinzelten ab und zu matte Strahlen der untergehenden Sonne und zitterten über die naßglänzenden-braunen Stämme. Seifert wich den zahllosen Rinnsalen aus, die seinen Weg kreuzten, scharf blickte er sich um, als der hinter ihm gehende

Hund plötzlich die Leine straffte und knurrte. Die Nackenhaare gesträubt, den Kopf weit vorgestreckt, starrte das Tier in das dürre Gestrüpp, das den Weg säumte, und winselte leise. Seifert trat zurück und sah in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern, links vom Wege, einen Mann in beschmutzter blauer Uniform, die Mütze der Postbeamten auf dem gesenkten Kopf und die große Ledertasche umgehängt durchs Unterholz gehen. Flüchtig nur sah Seifert die Gestalt, welche die Baumstämme stets wieder verdeckten. Als der seltsame Wanderer in Postuniform über eine kleine Lichtung stapfte, unterdrückte Seifert kaum einen Ausruf des Schreckens.

Der Mann, der in diesem Augenblick auf den Waldweg zuging, der vom Wrusebruch rechtwinklig an die Landstraße stieß, glich dem verschwundenen Luchterhand. Deutlich erkannte Seifert die gebückte Gestalt des alten Beamten, die sich ihm wieder, von hohen Wacholderbüschen verdeckt, entzog. Klopfenden Herzens wartete er auf den Augenblick, da die bekannte Gestalt auf die Straße heraustreten mußte. Der Hund hielt sich hart zu ihm und heulte auf, als zwischen den kahlen Zweigen des Gestrüpps die blaue Uniform wieder erschien.

Seifert strauchelte über den Hund, der ungestüm an seiner Leine zerrte und sich losreißend im Walde verschwand. Als der zu Tode erschrockene Bote wieder auf den Füßen stand, war nichts mehr zu sehen gewesen. Schweißtriefend und schmutzbedeckt erreichte er das Dorf, wo ihn der Hund, scheu am Wege kauernd, erwartete.

Über sein Erlebnis wollte Seifert lieber schweigen; schließlich hänselte man ihn nur und verspottete ihn als Gespenstерseher. Er brachte seine schwere, nasse Tasche auf das Amt, wanderte gedankenvoll heimwärts und

ging bald zur Ruhe, um den Fragen seiner Frau auszuweichen, die sich seines verstörten Aussehens willen sorgte. Seifert war weder furchtsam noch abergläubisch, aber er verbrachte die Nacht trotz aller Ermüdung nicht gut.

Als Seifert aus dem Postgebäude gegangen war, verschloß der Verwalter die Bücher und trug die kleine Stahlkassette, wie jede Nacht, in sein Schlafzimmer. Er versperrte die Haustür, schraubte die Flurlampe zurück und ging in den ersten Stock seiner Wohnung. Vom Kachelofen strahlte behagliche Wärme, indes draußen der Sturm in den Telegraphendrähten brauste, und wie am Morgen schon schwere Regenschwaden gegen die Fensterscheiben prasselten. Die Kinder waren längst zu Bett, die altmodische Standuhr tickte, leise klappten die Nadeln in den fleißigen Fingern der jungen Frau, und hin und wieder raschelte die Zeitung in der Hand des Verwalters.

Plötzlich ließ er das Blatt sinken und wandte sich aufhorchend dem Fenster zu. Verstimmt sagte er: „Ich fürchte, daß eines der Fenster im Dienstzimmer nicht geschlossen ist, es war doch ganz so, als ob drunten eine Scheibe klirrte? Als der alte Luchterhand noch lebte, kam so was nie vor, der ging nie eher in seine Kammer, bis —" Er sprach nicht aus, ein scharfer Schlag aus dem Erdgeschoß bestätigte seine Vermutung. Er stieg die Treppe hinunter. Die Frau wartete lange. Als der Verwalter zurückkam, lag ein merkwürdig verstörter Ausdruck auf seinem Gesicht. Er wich allen Fragen aus und erklärte nur, daß er am nächsten Tage in die Kreisstadt müsse.

Als sich am Neujahrsmorgen beim Postdirektor der Verwalter von Rotkirch in einer dringlichen Dienst-

angelegenheit melden ließ, wurde er überrascht empfangen. Der Verwalter legte seinem Vorgesetzten ein zerknittertes, mit schwarzen Flecken bedecktes Stück Papier vor. Es war eine der gelben Begleitadressen für Postpakete; der für den Empfänger bestimmte Teil fehlte.

„Als ich gestern abend, durch das Klirren einer Fensterscheibe im Dienstraum veranlaßt, hinunterging, fand ich den Flügel neben meinem Schreibtisch offen. Ich schloß das Fenster und wollte in meine Wohnung zurück, da sah ich im matten Schimmer der Flurlampe ein Stück Papier auf der Platte des Schreibtisches, das noch vor einer Stunde bestimmt dort nicht gelegen war. Es war diese Paketadresse. Ich sah nach dem Stempel und stellte fest, daß es eine der Begleitadressen zu den Paketen war, die der alte Luchterhand am Tage seines Verschwindens befördern sollte. Die Sendung, zu der sie gehörte, war an den Kolonisten Martin Rieß in Mariastern gerichtet; daß sie der Adressat erhalten hat, fand ich durch eigenhändigen Vermerk des alten Postboten auf der Rückseite der Adresse bestätigt. Nun hat Rieß behauptet, weder ein Paket erhalten, noch den alten Luchterhand an jenem Tag gesehen zu haben. Mir erscheint es nun gewiß, daß Rieß trotzdem mit dem Verschwinden des alten Mannes in irgendeiner Verbindung steht. Wie die Adresse auf meinen Schreibtisch kam, ist rätselhaft genug, doch ist es ja nicht unmöglich, daß jemand, der nicht gekannt sein will, die Karte durch das offenstehende Fenster auf den Tisch gelegt hat."

Der Direktor betrachtete sinnend die unsaubere, zerknitterte Karte, auf deren Rückseite mit Tintenstift der persönliche Aushändigungsvermerk „Selbst-Luchterhand"

in großen, ungelenken Schriftzeichen deutlich erkennbar war. „Seltsam, seltsam,“ sagte er, „zweifellos hat Luchterhand das Paket an Rieß gegeben. Dann muß sich aber doch dieser Begleitschein in der Ledertasche des Alten befunden haben, die mit ihm verschwunden ist, und wer im Besitz der Adresse war, muß auch im Besitz der Tasche sein und über den alten Mann näheres wissen. Ich will vor allem die Oberpostdirektion telegraphisch benachrichtigen.“

Am anderen Morgen wurde Rieß verhaftet. Die Paketadresse wurde ihm gezeigt; er verwickelte sich in Widersprüche und gestand — nach mehrstündigem Verhör, den alten Luchterhand erschlagen und die Leiche in den Wrusebruch versenkt zu haben.

Rieß war zu früher Morgenstunde jenes Tages, an dem Luchterhand nicht mehr heimkehrte, vom Markt zurückgefahren und überholte den alten Mann im Walde. Luchterhand sagte ihm, daß er ein Paket für ihn habe, und bat, bis zur Kolonie mitfahren zu dürfen. Rieß ließ ihn aufsitzen; weil er aber einige Stapel Holz, die er im Forst gekauft hatte, ansehen wollte, bog er in den Waldweg ein, der von der Landstraße nach dem Wrusebruch führt. Gern war der alte Postbote zu dem geringen Umweg bereit; er traf ja immer noch früher in seinem Bestellbezirk ein, als wenn er zu Fuß mühsam gegen Wind und Wetter ankämpfen mußte. Unterwegs gab er dem Kolonisten das Paket, schrieb seinen Aushändigungsvermerk auf die abgetrennte Kartenhälfte und barg diese in seiner Tasche. Der Alte sagte dem Ansiedler, daß er auch dem Gemeindevorsteher eine größere Geldsendung zu bringen habe, und so erwachte in Rieß der Gedanke, den Boten zu erschlagen. Die Leiche warf er ins Moor. Um jede Spur

zu verwischen, beschwerte er die Pakete mit Steinen und versenkte sie an gleicher Stelle.

Der Mörder bezeichnete die Stelle genau, aber es gelang nicht, die Leiche Luchterhands zu bergen. Rieß wurde zum Tode verurteilt, erhängte sich aber im Gefängnis. Wie die Begleitadresse aus der Ledertasche des Alten auf den Tisch des Verwalters kam, blieb unaufgeklärt. Der Landbriefträger Seifert aber glaubt es zu wissen; hat er doch an jenem Silversterabend den alten Kollegen leibhaftig gesehen, wie er vom Wrusebruch herkam, aus dem tiefen Moor, in dem sein Leib seit Wochen moderte.



Gigantische Arbeit

Von Ingenieur Mayer

Mit 13 Bildern

Von dem St. Gallener Mönch Notkar Balbulus, dem vertrauten Freund und Ratgeber Kaiser Karls des Dicken, weiß die Legende zu erzählen, daß er einst bei einem Spaziergang in eine tiefe Schlucht blickte, als man eben dabei war, eine Brücke über den Abgrund zu bauen. Die augenscheinliche Lebensgefahr der Leute ging ihm zu Herzen. Er drückte seine Gefühle in einem herrlichen lateinischen Liede aus und erfand zugleich eine ergreifende Singweise dazu. So soll das „Media vita", das seinen Weg durch die ganze Christenheit fand, entstanden sein, ein Ausdruck der Bewunderung und des Staunens vor der erschreckenden Kühnheit technischer Arbeit.

Von solchen gefahrvollen, gigantischen Arbeiten wird im folgenden die Rede sein, und zwar in der Hauptsache von Eisenbauten. Hat doch gerade das Eisen als Baumaterial den Anstoß zu neuen kühnen Arbeitsverfahren gegeben.

Erst im 19. Jahrhundert hat das Eisen als Baustoff in großem Maßstabe Verwendung gefunden. Mit den Fortschritten in der Erzeugung und Bearbeitung dieses Metalls ging die Entwicklung der Baustatik Hand in Hand; man lernte alle Konstruktionen nach wissenschaftlich begründeten Lehren und Methoden zu berechnen. Bald begnügte man sich nicht mehr damit, einer Baukonstruktion die genügende Festigkeit zu geben, sondern man suchte dies auch unter Aufwand von möglichst wenig Material, also auf wirtschaftlichste Weise, zu erreichen. Gerade das Eisen aber läßt sich in seinen Abmessungen, Anordnungen und Formgebungen den theoretischen Forderungen am leichtesten anpassen, und so kann es nicht

verwundern, daß beide Lehrfächer, Eisenbau und Statik, so befruchtend aufeinander einwirkten. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß das Eisen den Beanspruchungen auf Zug, Druck und Biegung den größten Widerstand entgegensetzt, mit anderen Worten die statischen Vorzüge des Steines und des Holzes in sich vereint und steigert.

Besonders auf dem Gebiet des Brückenbaues fand das Eisen rasch Eingang und umfassende Verwendung, und gerade hier bildeten sich die kühnsten Herstellungsverfahren aus.

Zunächst griff man bei Verwendung des neuen Stoffs im Brückenbau noch nach dem vollwandigen Träger, bald aber mußte dieser dem immer „luftiger" gegliederten Fachwerk weichen. Die erste aus hohlen, schmiedeeisernen Balken hergestellte Eisenbahnbrücke war die weltberühmt gewordene Britanniabrücke, die der Ingenieur Robert Stephenson, der geniale Sohn des genialen George Stephenson, des Schöpfers der Eisenbahnen, über die Menaistraße von der Insel Anglesey führte. Die Brücke besteht aus zwei parallelen, im Querschnitt rechteckigen Tunnelröhren und hat eine Gesamtlänge von 559 Metern und vier Öffnungen zwischen den Brückenpfeilern, von denen die beiden mittleren eine lichte Weite von 140,2 Metern aufweisen. Das sind Ausmaße, die für die damalige Zeit — die Britanniabrücke wurde in den Jahren 1846 bis 1850 erbaut — ganz unerhört waren.

In der Folgezeit entstanden zahlreiche eiserne Brücken von ungeheuren Abmessungen. Man strebte immer mehr danach, ihnen durch schöne Linien der Gurtungen ein stattliches und zugleich das ästhetische Gefühl befriedigendes Aussehen zu geben. Der neue Stoff schuf



Abb. 1. Der Kaisersteg über die Spree bei Oberschöneweide-Berlin (Längsansicht).

neue, ihm eigentümliche Formen und neue Linien; so erhielten auch die Eisenbrücken ihre eigene Schönheit, und sie lassen sich bei richtigem Verständnis des Erbauers durchaus harmonisch in ihre Umgebung eingliedern. Ein schönes Beispiel dieser Art bietet der Kaisersteg über die Spree bei Oberschöneweide-Berlin; die Abbildungen 1 und 2 geben Längs- und Seitenansicht dieses herrlichen Bauwerkes. Der Entwurf stammt von Professor Müller in Breslau, dem berühmten Statiker, die Ausführung war der Brückenbauanstalt August Klönne in Dortmund übertragen. Die Mittelöffnung hat eine Spannweite von 86 Metern, jede der beiden Seitenöffnungen eine solche von 43 Metern.

Mit der Entwicklung der Formen des Eisenbrückenbaues bildeten sich auch für die verschiedenen Fälle geeignete Montierungsverfahren heraus. Bei der Wahl der letzteren spielt naturgemäß die jeweilige Konstruktion der Brücke eine ausschlaggebende Rolle, ganz ebenso sind die örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse von wesentlichem Einfluß. Man braucht nicht Ingenieur zu sein, um sich zu sagen, daß man eine Überbrückung reißender Ströme oder tiefer Schluchten nach einem anderen Arbeitsverfahren bewerkstelligen wird, als eine solche im Flachlande oder von ruhigen Gewässern. In einer waldreichen Gegend, wo Rüstholz in jeder gewünschten Menge zur Verfügung steht, wird man sich beim Bau einer Brücke anderer Mittel bedienen als in Gegenden, wo Holz nur schwer beizuschaffen ist; in gleicher Weise wird man auch berücksichtigen müssen, ob man leicht tüchtige Arbeitskräfte erhalten kann oder nicht. Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse erzeugt auch eine Maunigfaltigkeit in den Aufstellungsarten eiserner Brücken.

Man kann dabei zunächst zwei wesentlich verschiedene Arten unterscheiden: die Aufstellung auf festen und durchgehenden Gerüsten und diejenige ohne feste Gerüste, die sogenannte Freimontage. Das erstgenannte Verfahren läßt sich aber in recht verschiedener Weise ausführen: der Aufbau kann an richtiger Lagerstelle der Träger in der Brückenöffnung auf hölzernen oder eisernen Hilfsträgern erfolgen, er kann



Abb. 2. Der Kaisersteg über die Spree bei Oberschöneweide-Berlin (Seitenansicht).

aber auch mehr oder weniger entfernt von der richtigen Lagerstelle vorgenommen werden, so daß ein nachträgliches Einbringen des Überbaues nötig wird. Diese letztere, auf den Zuschauer oft geradezu überwältigend wirkende Arbeit kann vollbracht werden durch Verschieben des Überbaues auf Gerüsten, durch Einwalzen mehrerer fortlaufend verbundener Träger mittels Pontons, durch Heben von der Talsohle aus und endlich durch Senken. Natürlich können bei ein und derselben Brücke gleichzeitig mehrere Verfahren zur Anwendung kommen.

Wo die Verhältnisse nicht zu anderen Methoden zwingen, nimmt man die Aufstellung einer Eisenbrücke in den Brückenöffnungen und auf festen Gerüsten vor. Hierbei werden die Träger bis zur Vollendung der Brücke in allen wesentlichen Punkten gestützt, eine Überanstrengung einzelner Konstruktionsteile, wenn auch nur vorübergehend, ist ausgeschlossen, die Ausführung selbst muß bei pflichtmäßigem Arbeiten tadellos werden. Auf dieses gewöhnliche Verfahren soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Abgegangen wird von dieser einfachen Aufstellung der Brücken hauptsächlich dann, wenn allzu hohe Rüstungen erforderlich würden, die natürlich auch die Kosten ins Uferlose wachsen ließen, oder wenn gar Rüstungen überhaupt zu einer Unmöglichkeit werden. Hochwasser, Eisgang und dergleichen elementare Störungen können, wenn es unmöglich ist, gegen sie hinreichende Schutz- und Abwehrmittel zu schaffen, den Rüstungen gefährliche Feinde sein; aber auch durch Schiffe und Flöße kann großes Unheil herbeigeführt werden, wie die Geschichte des Eisenbrückenbaues beweist. Noch andere Verhältnisse lassen die nachträgliche

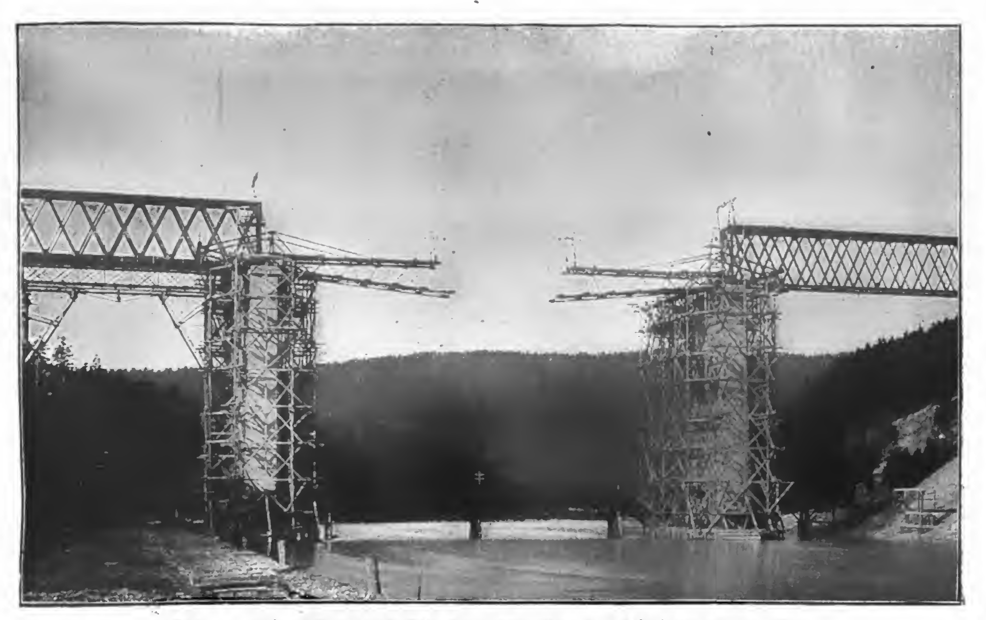


Abb. 3. Die Eisenbahnbrücke über den Inn bei Königswart im Bau.

Einbringung der fertiggestellten Träger erwünscht erscheinen. Bei eiligen Bauten wird man die Träger aufstellen müssen, bevor die Pfeilerbauten genügend vorgeschritten sind und eine Aufstellung an Ort und Stelle gestatten; die Zufahrtswege zur Baustelle können so ungünstig sein, daß man es vorzieht, die Brückenträger an einem günstiger gelegenen Platz zusammenzubauen und sie dann als Ganzes auf dem Wasserweg nach der Baustelle zu bringen. Bei Umbauten ist oft an eine längere Unterbrechung des Verkehrs gar nicht zu denken, so daß zu einer Aufstellung an Ort und Stelle von vornherein gar nicht geschritten werden kann.

Einige Beispiele aus der Praxis mögen das Gesagte erläutern. Abbildung 3 führt uns die Freimontage der Eisenbahnbrücke über den Inn bei Königswart vor. Der Wasserspiegel bei Normalstand hat hier eine Breite von 120 Metern; die Hochufer liegen links 33 Meter, rechts 42 Meter über Niedrigwasser; dabei verbreitert sich die Weite des Tales nach oben auf 275 Meter. Die Brücke hat zwei Seitenöffnungen von 18,8 und 26,6 Meter Lichtweite und drei Mittelöffnungen von je 68 Metern. Die Träger in den Seitenöffnungen wurden unter Benützung der zum Pfeilerbau verwendeten Gerüste und besonders hergestellter Holzpfeiler montiert; auch für die Mittelöffnung hatte man dasselbe Verfahren vorgesehen, allein Hochwasser durchkreuzte diesen Plan, wenigstens wenn man den vorgeschriebenen Vollendungstermin einhalten wollte. Man griff daher zur Freimontage. Die eingehende Schilderung der technischen Ausführung würde uns zu weit ins Fachwissen hineinführen, das Wesentliche selbst ist kurz folgendes. Von den Enden der fertiggestellten benachbarten Hauptträger



Abb. 4. Die Freimontage der Brücke über den Argentobel.

aus wurde die Aufstellung einer Hilfsbrücke über die mittlere Öffnung vorgenommen. Die Hauptträger der

Nebenöffnungen dienten als Ankergerüste. Auf den beiden Pfeilern bildeten 5 Meter hohe Rahmen lotrechte Stützpfosten, an die sich einstweilige dreieckige Träger anschlossen, die mit zwei Knotenpunkten der endgültigen Träger zu einem festen Ganzen verbunden waren. Daran wurde die Hilfsbrücke befestigt, deren sämtliche Teile vor dem Aufstellen zusammengepaßt waren. Zum Montieren dienten fahrbare Rahmen mit Drehkranen, die mit dem Vorschreiten der Arbeit auf den oberen Gurtungen vorfuhren und befestigt wurden. Nachdem der Balkenträger in der Mitte geschlossen war, wurden die oberen Gurtungen vollständig angebracht, darauf nach Senkung der Hilfsbrücke die noch fehlenden Teile der unteren Gurtung, sowie die Streben angeschlossen. Nach Aufbringen einer Holzplattform bot der weitere Bau keine Schwierigkeiten mehr; das Wiederabnehmen der Hilfsbrücke zu guter Letzt erfolgte durch Anhängen der oberen Gurtung an die Fahrbahnträger.

Ein kühnes Bild von Freimontage stellt Abbildung 4 dar; es handelt sich hier um die Erstellung der Mittelöffnung bei der Hochbrücke über den Argentobel im Algäu. Die fertige Brücke zeigt Abbildung 5. Die Bilder erklären hier von selbst, weshalb man zur Freimontage schritt. Die Spannweite der mittleren Öffnung beträgt 84 Meter, die Höhe über dem normalen Wasserspiegel 53,6 Meter. Die in Abbildung 6 dargestellte Freimontage der Rheinbrücke Ruhrort-Homberg ist deshalb erwähnenswert, weil hier bis auf 96 Meter freiauskragend ohne jede Stützung vorgebaut wurde.

Auch auf Bogenbrücken hat man die Freimontage übertragen. Die Bogenform der Träger begünstigt ihre Verankerung an einstweilen angebrachten Pfeileraufsätzen; an die Pfeiler, welche die Fahrbahn tragen, oder



Abb. 5. Die Hochbrücke über den Argentobel im Algäu nach ihrer Fertigstellung.

auch an die Fahrbahn selbst. Eines der bedeutendsten Beispiele hierfür bot die Aufstellung des Mittelbogens der Kaiser-Wilhelm-Brücke bei Müngsten in Westfalen.

Die Bogenweite beträgt hier 170 Meter, die Höhe über der Talsohle 107 Meter. Ein Bild von der Aufstellung geben wir in Abbildung 8, während Abbildung 9 die fertige Brücke veranschaulicht. Hier war von vornherein darauf Bedacht genommen, daß der Mittelbogen durch Freimontage aufgestellt werden muß, die Konstruktion wurde daher entsprechend durchgebildet. Vor Beginn der Bogenaufstellung mußten die Seitenöffnungen einschließlich der Gerüstpfeiler über den Bogenwiderlagern fertiggestellt sein. An den Bogenpfeilern wurden zunächst mittels der auf dem Obergurt der Gerüstbrücken laufenden, elektrisch angetriebenen Drehkrane von 10 Meter Ausladung die anstoßenden Gerüstbrückenfelder Stück um Stück, teilweise in ganzen Fachen, mit Verwendung von fliegenden Hilfsgerüsten vorgebaut und die Krane auf den Gurten dieser frei vorschwebenden Brücken vorgefahren. Sobald die Krane über die Bogenöffnung etwas eingefahren waren, konnte angefangen werden, unten an dem Bogen Stück um Stück anzubauen, wobei für den Stand der Arbeiter leicht verschiebbare eiserne Gerüste an dem Bogenuntergurt befestigt waren. Als der Bogen 30 Meter über den Pfeiler vorsprang, verband man ihn mittels eines Hilfsbandes mit dem Gerüstbrückenobergurt; vermöge einer Schraubenregulierung wurde dieses Band angespannt und dadurch der Bogen um das Maß seiner elastischen Einsenkung bei dem freien Vorbau zurückgeholt und das Zugband an der Stoßstelle fest verbolzt. Nachdem dieser erste Abschnitt der Bogenaufstellung erreicht war, wurde zunächst durch eine feste Verbindung mit dem Dreißigmeterfelde die anstoßende, 15 Meter lange Gerüstbrücke und dann auch das darunter befindliche Bogenstück aufgestellt. Dann kam in gleicher Weise das nächste Feld an die Reihe und so fort.



Abb. 6. Die Freimontage der Rheinbrücke bei Ruhrort-Homberg.

Ein Überschieben wurde zum Beispiel bei der Spaarnebrücke bei Haarlem nötig, und diese Arbeit gestaltete sich durch die eigenartigen Verhältnisse besonders fesselnd.



Abb. 7. Der Langwieser Viad



ıuf der Strecke Chur—Arosa.

die im Zuge der Linie Amsterdam—Haarlem liegende alte Drehbrücke mußte teils wegen Höherlegung des Eisenbahndammes, teils wegen zu schmaler Durchfahrtsöffnung durch eine neue Brückenanlage ersetzt werden. Man entschied sich für eine Klappbrücke nach dem System Scherzer. Die Klappbrücken sollten je ein Gleis tragen, während die feste Brücke zwei Gleise aufzunehmen hatte. Der Einbau der Klappbrücken konnte, da er die Schiffahrt nicht behinderte, an Ort und Stelle vorgenommen werden, aber für die feste Brücke von 42 Meter Spannweite konnten Gerüste an Ort und Stelle nicht aufgestellt werden, da hierdurch die Schiffahrt behindert worden wäre. Diese Brücke mußte daher auf dem bereits fertiggestellten Eisenbahndamm zusammengesetzt und später übergeschoben werden.

Das Überschieben der Brücke war nur in der Weise möglich, daß sie, soweit sie sich frei trug, vorangeschoben und dann das eine Ende auf einem Schiff gelagert wurde, vermittels dessen das Überschieben ausgeführt werden konnte. An und für sich bietet ein derartiges Überschieben keine Schwierigkeiten, wenn ein genügend großes Schiff zur Verfügung steht, das man in der Mitte belasten kann. Im vorliegenden Fall lag aber die neue Brücke ganz dicht neben der alten Drehbrücke, es wäre daher nur ein Schiffsgefäß in der Breite der neuen Brücke von etwa 9 Meter Länge zu gebrauchen gewesen. Ein so kleines Schiff hätte aber nicht die erforderliche Tragfähigkeit von etwas mehr als der halben Brückenlast, in diesem Fall 140 Tonnen, besessen. Aus diesem Grunde mußte ein größeres Schiff gewählt werden, das nur an einem Ende belastet werden konnte. Man nahm hierfür ein gewöhnliches Flußschiff von etwa 300 Tonnen Tragfähigkeit. Für den nichtbelasteten Teil mußte ein Gegen-



Abb. 8. Die Freimontage des Mittelbogens der Hochbrücke bei Müngsten i. W.

gewicht beschafft werden, damit der Kahn nicht einseitig eintauchte, und dabei Wasser schöpfte. Hierzu wurde Kies verwendet. Das Schiff wurde, nachdem an einem

Ende das Gerüst zur Aufnahme der Brücke eingebaut war, gleichmäßig mit Kies gefüllt und dann unter die Brücke gefahren; hierauf wurde der Kies von dem durch die Brücke belasteten Ende weg nach dem anderen Ende des Schiffes befördert, so daß hierdurch der Teil, der die Brücke tragen sollte, in die Höhe stieg und die Brücke von ihren Lagern abhob. Nun konnte mit dem Voranfahren der Brücke beziehungsweise des Kahnes begonnen werden, was teils durch Ziehen vermittels Seilzügen, teils durch Winden bewerkstelligt wurde. Die ganze Überfahrt nahm nur fünf Stunden in Anspruch. Den Beginn der Einfahrt stellt Abbildung 10 dar, während in Abbildung 11 die Brücke zum größten Teil eingefahren ist; einen Einblick in die Brücke mit der offenen Klappbrücke im Hintergrund gibt Abbildung 12.

In anderen Fällen hat man ganze Brückenfelder durch elektrische Krane ausgehoben, auf Eisenbahnwagen gesetzt und weggefahren, während die neuen Brücken auf gleiche Weise angefahren und eingesetzt wurden. Auf Abbildung 13 ist ein solcher Augenblick von dem Bau der Eisenbahnbrücke über den Rhein oberhalb Mainz festgehalten.

Bei anderen Anlagen baute man links und rechts der vorhandenen Brücke Gerüste auf dem Lande beziehungsweise bei Stromöffnungen auf Schiffen und verband sie mit Schienengleisen. Auf dem einen Gerüst wurde auf seitlich verschiebbaren Rollwagen das neue Brückenfeld zusammengesetzt, inzwischen die alte Brücke gehoben und ebenfalls auf Rollwagen gesetzt. Die Rollwagen beider Brückenfelder wurden hierauf mit Drahtseilen verbunden und gleichzeitig mittels elektrischer Winden seitwärts verschoben. Hierdurch brachte man die alte Konstruktion auf das freie seitliche Gerüst zum



Abb. 9. Die Kaiser-Wilhelm-Brücke bei Müngsten i. W. nach ihrer Fertigstellung.

Abbauen und setzte das neue Brückenfeld in die richtige Lage. Auf diese Weise wurden zum Beispiel fünf Strom-öffnungen von je 66 Meter Weite und fünf je 32 Meter weite Flutöffnungen der 680 Meter langen Eisenbahn-

brücke über die Elbe bei Magdeburg ausgewechselt. Die Auswechslung sämtlicher Felder verursachte keine Fahrtunterbrechung, obwohl über diese Brücke auf dieser Strecke, Magdeburg—Berlin, täglich nahezu 200 Züge nach beiden Richtungen verkehren.

In neuerer Zeit kam zu Holz, Stein und Eisen noch ein neuer Baustoff hinzu, der besonders zu kühnen Brückenbauten ausgiebig verwendet wird, der Eisenbeton. Im Beton findet zwischen Zement und Eisen eine so innige Verbindung statt, daß man geradezu von einem neuen Baumaterial sprechen kann. Es liegt in der Natur des Stoffes, daß hier die Zusammensetzung an Ort und Stelle auf einem Lehrgerüst stattfinden muß. Welche kühnen Arbeiten auf diesem Gebiete ausgeführt werden, das möge Abbildung 7 zeigen, die den Langwieser Viadukt von der vor einigen Monaten eröffneten, technisch wie landschaftlich gleich fesselnden Chur—Arosa-Bahn darstellt. Hätte nicht der Widerhall der Waffen die Festesfreude der Eröffnung dieser Bahn übertönt, die Schöpfungen der Ingenieurtechnik auf dieser Gebirgsbahn hätten eine lautere Bewunderung gefunden, die schöne Landschaft, durch welche die Bahn führt, hätte mehr Lobpreisungen ausgelöst.

Der Langwieser Viadukt stellt unbestreitbar eine der bedeutendsten Eisenbetonbauten der Gegenwart dar. Dabei bietet die Brücke durch ihre überzeugende Gliederung eine reizvolle Bereicherung des Landschaftsbildes und erfüllt hiermit die oft so schwer mit Zweckmäßigkeit zu vereinbarende Forderung der harmonischen Einfügung des Bauwerks in die Umgebung. Die Brücke wurde von dem Ingenieurbüro Ed. Züblin & Co. in Zürich entworfen und ausgeführt. Der Viadukt von 287 Meter Gesamtlänge überspannt das Tal bei der Vereinigung



Abb. 10. Die Spaarnebrücke bei Haarlem. Beginn des Überschiebens.

von Plessur und Sapünerbach mit einem großen Bogen von 100 Meter Stützweite, dessen Scheitel 62 Meter über der Talsohle liegt. An das Gewölbe anschließend folgen gegen Langwies vier Öffnungen zu 14,7 Meter Lichtweite, die nachträglich noch nach Einschaltung des Gruppenpfeilers durch zwei Öffnungen zu 13 und eine zu 10 Meter Lichtweite verlängert wurden. Gegen Arosa sind es vier Öffnungen zu 14,7 Meter Lichtweite, die zum Endwiderlager führen. Der Bogen besteht aus zwei Rippen, die unter sich durch starre Riegel verbunden sind. Im Scheitel haben die Rippen eine Höhe von 2,10 Meter und eine Breite von 1 Meter und sind durch die eingesattelte Fahrbahn vortrefflich verbunden. Gegen den Kämpfer spreizt sich ihr Abstand auf das Doppelte des 4 Meter großen Scheitelabstandes, ihre Höhe wächst auf 4 Meter und ihre Breite auf 1,5 Meter an. Die Fahrbahn ruht auf zwei Trägern, die sowohl bei den Seitenöffnungen als auch über den Bogenstützen als fortlaufender Balken ausgebildet sind. Die sehr beträchtliche Höhe der Pfeiler (bis 40 Meter) ließ die bei Steinviadukten geübte Wiederholung des Hauptgewölbes bei den Nebenöffnungen als ungeeignet erscheinen, und außerdem verlangten Rücksichten auf die Temperaturveränderungen nach Möglichkeit schlanke, elastische Pfeiler. Es ist eine nur wenigen vertraute Vorstellung, daß sich Beton durch Wärme dehnt, und infolgedessen die ganze Brücke vom Winter in den Sommer sich um über 70 Millimeter verlängert. Diese Bewegung findet ihren Ausgleich in der für den Bau charakteristisch getrennten Hochführung der Pfeiler auf den Bogenwiderlagern.

Das Lehrgerüst verdient die allgemeine Beachtung, nicht nur seiner überwältigenden Größe wegen, sondern



Abb. 11. Die Spaarnebrücke bei Haarlem beim Überschieben.



Abb. 12. Blick in das Innere der Spaarnebrücke. Im Hintergrund die geöffnete Klappbrücke.

auch mit Rücksicht auf seine konstruktiven Einzelheiten, die nach durchaus neuen Grundsätzen ausgebildet sind.



Abb. 13. Das Einsetzen ganzer Brückenfelder mit Hebekranen. (Eisenbahnbrücke bei Mainz.)

Der mächtige Fächer des Oberbaues, dessen einzelne Strahlen über 40 Meter Länge besitzen, ist zum größten Teil aus Rundholz zusammengefügt. Der nahe Berg-

wald mußte für das gesamte Gerüst nahezu 800 Raummeter der stolzesten Stämme opfern. Der Unterbau, bis 22 Meter über die Talsohle reichend, ist in drei Fachwerktürme aufgelöst, die insgesamt 300 Raummeter Eisenbeton erforderten. Diese weitgehende Zusammenraffung der Abstützung ist vor allen Dingen eine Folge der nicht geringen Hochwassergefahr, die in der Vereinigung der beiden Wildbäche zu befürchten war. Das kühne Gerüst wurde von dem Gerüstbauer Coray in Zürich gebaut, und es ist nicht zum mindesten das Verdienst der aufs zuverlässigste arbeitenden Zimmerleute, daß die gesamte Zusammenpressung des Lehrgerüstes beim Schluß des großen Bogens kaum 30 Millimeter betrug. Ein glückliches Geschick waltete über der Baustelle und hielt schwere Unglücksfälle von ihr ab, so daß heute alle Beteiligten, Arbeiter und Ingenieure, in reiner Freude auf das gelungene Werk, das Ergebnis ihrer unermüdlichen und gefahrvollen Arbeit, zurückblicken können.



Der Weltkrieg

Vierundzwanzigstes Kapitel

Mit 6 Bildern

Enger und enger schließt sich der Ring um die französischen Stellungen vor Verdun, und vergeblich sind die Anstrengungen des um Atem ringenden, durch andauernden Blutverlust geschwächten Gegners, sich der ehernen Umklammerung zu entwinden.

Nach der Eroberung der strategisch ungemein wichtigen Höhe 304 und der französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt-Esnes fiel westlich der Maas noch ein weiterer empfindlicher Schlag durch die Besetzung des Dorfes Cumières, das am 24. Mai von thüringischen Truppen im Sturm genommen wurde. Gegenstöße schlugen unter schweren feindlichen Verlusten fehl. Auch auf dem östlichen Maasufer ging der deutsche Angriff erfolgreich weiter. Südwestlich und südlich der Feste Douaumont wurde der Feind weiter zurückgeworfen und am 27. Mai eine Reihe französischer Stellungen am Südwestrand des Thiaumont-Waldes genommen. Am 2. Juni erfolgte die Erstürmung des Cailette-Waldes und der Feste Vaux, in deren unterirdischen Gängen sich ein kleiner Rest der Besatzung noch einige Tage halten konnte, bis das starke Panzerwerk am 7. Juni völlig in deutschen Besitz überging. Auch die Hänge beiderseits der Festung und die Höhenrücken südwestlich Damloup wurden erkämpft. Den Bayern und Ostpreußen gelang am 10. Juni die Erstürmung eines Feldwerkes bei Feste Vaux. Die Zahl der Gefangenen im Kampfgebiet von Verdun, die bis zum 29. Mai auf 908 Offiziere und 45 845 Mann gestiegen war, hat sich seither noch beträchtlich erhöht.

Die bei Ypern im Gange befindlichen Kampfhand-



Das Zurückweichen der französischen Truppen erforderte die Herstellung neuer Schützengräben und Unterstände, für die eine große Menge von in die Erde einzulassenden Eisenbogen an die Front gesandt wurden.

Hinter der französischen Front vor Verdun.

lungen wurden am 3. Juni durch die Erstürmung der Höhenrücken südöstlich Zillebeke und am 7. Juni durch die Erstürmung von Hooge zugunsten der



Englischer Panzerkreuzer „Hampshire".

Deutschen entschieden; nur einen kleinen Teil der dortigen Höhenstellungen brachten krampfhafte Gegenanstrengungen in englischen Besitz zurück.

Der denkwürdige 31. Mai sah die beiden gewal-

tigsten Flotten der Welt im Kampfe. Der glänzende deutsche Seesieg am Skagerrak, über dessen Verlauf wir am Schlusse dieser zusammenfassenden Darstellung berichten, hat der britischen Flotte nicht nur an Schiffen und Schiffsmannschaft, sondern auch an ihrer Seegeltung und ihrem alterworbenen Ruhm unheilbaren Abbruch getan. Wenige Tage später ereilte den zähen Organisator des britischen Kampfes gegen Deutschlands Weltstellung, den englischen Kriegsminister Lord Kitchener, das Schicksal. Der Panzerkreuzer „Hampshire", der diesen unermüdlichen Hasser zu neuen Zettelungen nach Petrograd bringen sollte, wurde in der Nacht zum 6. Juni bei stürmischer See westlich der Orkney-Inseln durch ein deutsches Torpedo vernichtet. Zweiundzwanzig hohe Stabsoffiziere sanken mit dem „Schlächter von Omdurman" in die feuchte Gruft. Es mußte England schwer fallen, für den ungeheuren Verlust, den der tragische Untergang dieses Mannes bedeutet, Ersatz zu finden. Weder der geschwätzige Munitionsminister Lloyd George noch irgend ein anderer der beamteten Pygmäen, die heimlich seinen Sturz ersehnt hatten, wird diese Lücke auszufüllen vermögen. Als oberster Leiter der britischen Militärmacht hat er zwar nicht — was er hoffte und mit allen Kräften erstrebte — den Sieg Englands zu organisieren vermocht: was aber in England während des Krieges an militärischen Fortschritten erzielt wurde, ist dieses Toten Verdienst. Noch schwerer als England selbst trifft sein Verlust die gemeinsame Sache des Vierverbandes. Denn er war es, dessen eiserner Wille die Glieder des Bundes zusammenhielt, der die Bundesgenossen mit der ihm angeborenen Brutalität immer wieder zu den unerhörtesten Blutopfern zu bestimmen vermochte. —

Die Bilanz des Luftkriegs schloß für den Monat Mai neuerdings mit einem starken Plus auf deutscher Seite ab. 47 Flugzeuge des Feindes wurden außer Gefecht gesetzt, und zwar im Luftkampf 36, durch Abschuß von der Erde 9, durch unfreiwillige Landung hinter der deutschen Linie 2. Dagegen gingen in demselben Zeitraum auf deutscher Seite nur 16 Flugzeuge verloren, davon 11 im Luftkampf. Ziele heftiger und erfolgreicher deutscher Luftangriffe waren in diesem Kriegsabschnitt insbesondere Dünkirchen und Bar-le-Duc. Der schwerste Verlust, den das deutsche Heer bei den Luftkämpfen im Westen zu beklagen hat, ist der Tod des berühmten Fliegerleutnants Immelmann, der im ganzen 16 feindliche Flugzeuge abgeschossen hat, und wegen seiner kühnen Flugtechnik von den Engländern der Überhabicht von Lille genannt wurde.



Fliegerleutnant Immelmann †.

Am 4. Juni begann an der wolhynischen und bessarabischen Front als Einleitung der längst erwarteten russischen Offensive starkes Artilleriefeuer. Bald war auf der ganzen Linie zwischen Styr und Pruth eine große Schlacht im Gange. Nach anfänglichem Mißerfolg erzwangen sich die mit ungeheurer Übermacht und unter rücksichtsloser Aufopferung von Menschenmaterial immer wieder erneuten russischen Massen-

angriffe einigen Raumgewinn. Die österreichisch-ungarischen Truppen bezogen neue Stellungen am Styr. Luck wurde von den Russen genommen. Bei Przewloka hatte die Armee des Grafen v. Bothmer und am Stochod- und Styrabschnitt die Heeresgruppe Linsingen heftige Kämpfe zu bestehen, die dem Gegner lediglich Verluste brachten. In Galizien — westlich von Tarnopol — und in der Bukowina, wo unter dem Drucke des weit überlegenen Feindes die Hauptstadt Czernowitz wieder geräumt werden mußte, hatte der russische Vorstoß einige Erfolge aufzuweisen. Es gelang den Russen an dieser Stelle, den Pruth zu überschreiten. Eine Neutralitätsverletzung auf rumänischem Boden wurde nach energischem Einspruch der dortigen Regierung russischerseits auf ein Versehen zurückgeführt.

Im übrigen dürften die inzwischen von den Mittelmächten getroffenen Maßnahmen bald erweisen, daß dies neuerliche, durch amerikanische und japanische Munitionssendungen genährte Aufflackern der russischen Angriffskraft letzten Endes nur als Strohfeuer zu werten ist.

Das unausgesprochene Ziel der russischen Offensive ist die Entlastung Italiens, das, aus seinen Hauptstellungen in Südtirol geworfen und auf eigenem Boden an empfindlichen Stellen angefaßt, sich des lange unterschätzten Gegners kaum mehr zu erwehren vermag. Der hier bereits angekündigte Umschwung an der italienischen Front hat sich fast über Nacht vollzogen: Angreifer und Verteidiger tauschten ihre Rollen. In ungestümem Siegeslauf haben die österreichisch-ungarischen Truppen nach der Zurückdrängung des Gegners über die Hochfläche von Vielgereuth die Grenze überschritten, die beiden permanenten Befestigungswerke Campo-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Die Trümmer eines bei Laon abgeschossenen französischen Doppeldeckers.

molon und Torraro, in den letzten Maitagen überdies die Panzerwerke Casa Ratti, Cornola und Punta Corbin gestürmt und am 31. Mai Asiago und Asiero in

unwiderstehlichem Angriff erobert. Bis zum 24. Mai waren insgesamt 24 400 Italiener darunter 524 Offiziere gefangen genommen, 251 Geschütze, 101 Maschinengewehre und 16 Minenwerfer erbeutet. Eine große Anzahl wichtiger Höhenstellungen ging bis Mitte Juni in den Dolomiten und an der Front zwischen Etsch und Brenta in den Besitz der siegreichen Angreifer über. Fliegerangriffe auf Verona, Vicenza, Padua, Venedig und auf wichtige italienische Eisenbahnverbindungen verstärkten den Eindruck der österreichisch-ungarischen Überlegenheit. In der unteren Adria fiel der für den Truppentransport verwendete große italienische Hilfskreuzer „Principe Umberto" am 8. Juni einem österreichisch-ungarischen Torpedo zum Opfer.

Mit sehr gemischten Empfindungen beging die italienische Regierung am 23. Mai den Jahrestag ihres Treubruchs an den ehemaligen Dreibundsgefährten. Insbesondere von dem sonst so zuversichtlichen Antonio Salandra, der als Leiter des Kabinetts und als Minister des Innern die Hauptlast der Verantwortung für den politischen und wirtschaftlichen Ruin seines Vaterlandes zu tragen hat, lagen aus letzter Zeit rednerische Ergüsse vor, deren wehmutsvoller Ton die dahinter sich bergenden Empfindungen der Angst und eines grundschlechten Gewissens kaum zu verhüllen vermochte. So kam denn sein um die Mitte des Monats erfolgter Rücktritt nicht unerwartet. Da jedoch sein Sturz durch die Kriegspartei und nicht etwa mit Hilfe der friedensfreundlichen Anhänger Giolittis herbeigeführt worden ist, darf man sich von der politischen Einsicht des neuen Kabinetts Boselli keine übertriebenen Vorstellungen machen, zumal der bisherige Minister des Auswärtigen, Sonnino, um Stetigkeit des auswärtigen Kurses zu



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Ein Trupp italienischer Gefangener in Tirol.

markieren, im Amte bleibt und der Kriegshetzer Bissolati als „Kommissar für Kriegsdienste“ in das Kabinett eintrat.

Während an der Vojusa in Albanien den Italienern durch die österreichisch-ungarischen Streitkräfte zugesetzt wird, rücken Saloniki und das Kampfgebiet am Wardar allmählich in das Gesichtsfeld des militärischen Interesses. Von der griechisch-bulgarischen Grenze werden energische Vorwärtsbewegungen der verbündeten deutschen und bulgarischen Truppen gemeldet, die angesichts der fortschreitenden Einverleibung griechischen Bodens in das militärische Operationsgebiet der Vierverbandsmächte nicht länger untätig bleiben konnten und am 28. Mai den innerhalb der griechischen Grenze gelegenen Paß Rupel mit den anstoßenden Höhen am Strumafluß nach vorausgegangener Verständigung mit den griechischen Behörden besetzten. Natürlich waren Sarrail und seine Auftraggeber sogleich mit Repressalien bei der Hand, um Griechenland einzuschüchtern und womöglich von weiterem Entgegenkommen gegenüber dem Vierbund abzuhalten. Über Saloniki und das übrige von den Ententetruppen besetzte Gebiet wurde der Belagerungszustand und über ganz Griechenland die Blockade verhängt. Außerdem wurde in der Vierverbandsnote vom 8. Juni von Griechenland sofortige Abrüstung und Entlassung der zwölf ältesten Jahrgänge von den Fahnen gefordert. Dem letzteren Verlangen kam die griechische Regierung zwar nach, zeigte sich aber im übrigen zur völligen Preisgebung ihrer Souveränität nach wie vor wenig bereit. Die Fortdauer der königsfeindlichen Agitation Venizelos’ und der inzwischen versuchte Anschlag auf den König geben Zeugnis von der heftigen politischen



Stacheldraht in der Schneeregion: Türkische Schützengräben im Kaukasus.
Nach einer englischen Aufnahme.

Krise, in die das schwer heimgesuchte Land durch das gewalttätige Vorgehen des „Verbandes der Kulturfreunde" gestürzt worden ist.

An der Kaukasusfront und in Südpersien hatten die Türken stellenweise erheblichen Raumgewinn zu verzeichnen. Da Rußland vermutlich größere Massen seiner dort kämpfenden Heeresverbände nach Galizien und der Bukowina geworfen hat, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die türkische Armee an dieser Front mindestens ihren ursprünglichen günstigen Stand bald wieder erreicht.

Der U-Boot-Zwist mit Amerika ist zwar fürs erste beigelegt, doch bringt es die innige Verquickung der dortigen inneren und äußeren Politik mit sich, daß Präsident Wilson nach wie vor Einfluß auf den Gang der europäischen Ereignisse zu gewinnen sucht. Eine Friedensvermittlung der Union im Weltkriege wäre gleichbedeutend mit der gesicherten Wiederwahl Wilsons. Daher die seltsame Erscheinung, daß das Kernstück jeder Wilsonschen Wahlrede zurzeit das Friedensthema bildet. Ob es der demokratischen Partei auf diesem Wege gelingen wird, die Wahl des republikanischen Kandidaten Hughes, dessen Aussichten bei den Wahlmännerwahlen im November sehr günstig sein dürften, zu hintertreiben, steht noch dahin. Jedenfalls ist es fraglich — und die recht zahme Note Lansings an England und Frankreich wegen der Beschlagnahme der Post spricht neuerdings nicht dafür — ob bei dem heutigen Stand der Dinge von Wilson auch nur eine unbefangene Auffassung der Friedensfrage zu erwarten wäre.

Die von deutscher Seite ausgegangenen Friedensanregungen stießen bei den Gegnern bisher auf Verständnislosigkeit. Den Vorschlag des Reichskanzlers,

der Friedensdiskussion einfach die Kriegskarte zugrunde zu legen, lehnen sie rundweg ab; man hofft eben immer noch auf die Zerschmetterung Deutschlands. Welche Art von Friedensbedingungen manche Leute in England Deutschland immer noch zumuten, geht aus dem Maiheft der Monatsschrift „Das 19. Jahrhundert" hervor, wo ein Mitarbeiter die von Deutschland zu leistende Kriegsentschädigung auf 30 Milliarden Pfund (= 600 Milliarden Mark), bei längerer Kriegsdauer sogar auf das Doppelte berechnet. Diese Summe sei natürlich sehr schwer zu beschaffen, selbst wenn man das gesamte Eigentum Deutschlands, das Statistiker auf 17½ Milliarden Pfund schätzen, einschließlich des Landes verkaufen und alle Einwohner auf orientalischen Sklavenmärkten als Sklaven versteigern wollte. „Aber zahlen muß Deutschland, und sollten der Kanzler, der Kaiser oder irgend ein anderer Hohenzoller, v. Bissing, v. Bülow oder wer sonst für die Verbrechen in Belgien verantwortlich ist, nicht mehr als einen Rock jährlich tragen und nicht mehr als eine Mahlzeit täglich nehmen dürfen ..."

Daß Herr v. Bethmann Hollweg unter diesen Umständen jedes weitere Friedensgespräch, soweit es von Deutschland angeknüpft wurde, für unzeitgemäß erklärte, ist nur zu begreiflich.

Auf dem Gebiet der innerdeutschen Politik sind einige wichtige Veränderungen in den Reichsämtern bemerkenswert. Zum Nachfolger des zurückgetretenen Staatssekretärs des Innern Dr. Delbrück wurde der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. Helfferich ernannt und zugleich mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers beauftragt. An seine Stelle trat der bisherige Staatssekretär für Elsaß-Lothringen Graf v. Roedern, den wiederum der

frühere Regierungspräsident Freiherr v. Tschammer und Quaritz in Breslau ablöste. Zum Präsidenten des neuerrichteten Kriegsernährungsamtes wurde der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Herr v. Batocki, berufen. Das plötzliche Ableben des Generaloberſten v. Moltke, des Chefs des stellvertretenden Generalstabs der Armee, macht auch für diesen überaus wichtigen Posten eine Neuernennung notwendig.

Vor seiner Vertagung bis zum 26. September bewilligte der Reichstag die fünfte Kriegsanleihe in der Höhe von 12 Milliarden. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde das Ergebnis der vierten österreichisch-ungarischen Kriegsanleihe bekannt, die 6 Milliarden Kronen erbrachte.



Die Seeschlacht vor dem Skagerrak

Von G. Martin

Mit 1 Karte und 1 Bild

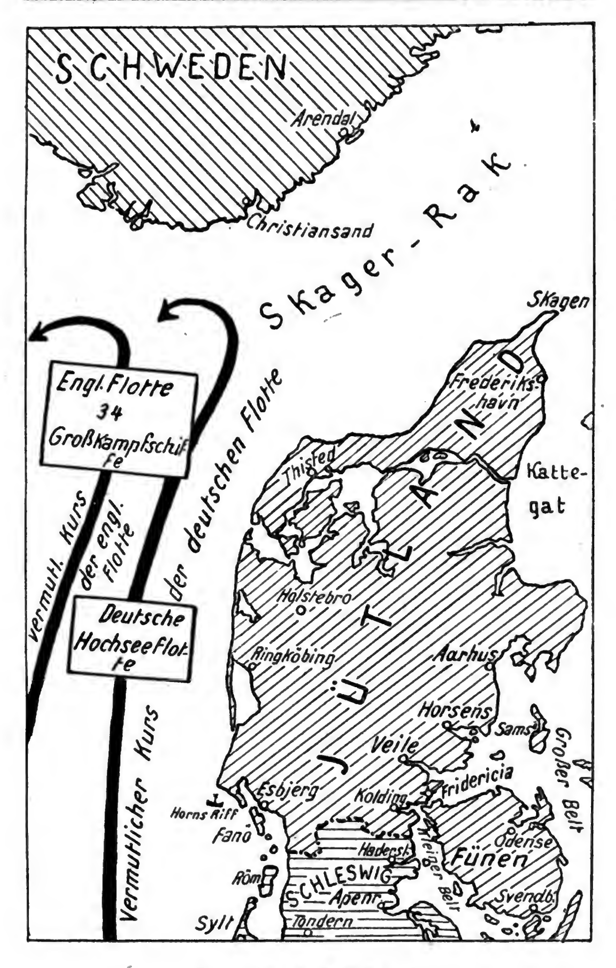
Große Kampfhandlungen, deren Ergebnis keine endgültige Entscheidung bringen, pflegen die verschiedenartigste Deutung zu erfahren. Während es nach den bindenden Erklärungen des deutschen Admiralstabs feststeht, daß die deutsche Hochseeflotte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak vom 31. Mai den großen Schlachtkreuzer „Lützow", ein älteres Linienschiff, die „Pommern", drei moderne kleine Kreuzer, „Elbing", „Wiesbaden" und „Rostock", und einen älteren kleinen Kreuzer, die „Frauenlob", sowie fünf Torpedoboote verloren hat, geben die Engländer die deutschen Verluste wesentlich höher an. Nach den deutschen Feststellungen hat die englische Flotte in der vierzehnstündigen Schlacht eingebüßt: die Großkampfschiffe „Warspite" und „Marlborough", die Schlachtkreuzer „Queen Mary", „Princeß Royal", „Invincible" und „Indefatigable", die Panzerkreuzer „Black Prince", „Defence", „Warrior", und „Euryalus", einen kleinen Kreuzer, ungefähr zwölf Torpedobootszerstörer, drei Torpedobootsführerschiffe und ein Unterseeboot. Zugegeben werden von den Engländern nur die Verluste einiger Schlachtkreuzer, Panzerkreuzer und Torpedoboote. Da auch heute, nach zwölf Monaten, der Untergang des „Audacious", eines englischen Großkampfschiffes neuester Konstruktion, abgeleugnet wird, scheint in der Verheimlichung englischer Schlachtschiffsverluste System zu liegen. Demgegenüber hat die deutsche Admiralität jeden Schiffsverlust, auch solche, die in keiner eigentlichen Kampfhandlung entstanden sind, seit Kriegsbeginn regelmäßig bekannt gemacht. Man darf daraus folgern, daß die deutschen Berichte den Tatsachen entsprechen und daß

die englischen aus durchsichtigen Gründen, wenn sie Verluste zu melden haben, diese regelmäßig geringer angeben.

Über die Stärke der beiderseitigen Flotten in der Seeschlacht vom 31. Mai und über ihre Zusammensetzung herrscht einigermaßen Klarheit; auch über den Verlauf der Schlacht kann man sich an der Hand der allerdings einander vielfach widersprechenden Berichte trotzdem ein zureichendes Bild machen.

Offenbar hatte die deutsche Flottenleitung durch ihre ständig in der Nordsee wachenden Aufklärungskreuzer und Wachtboote erfahren, daß die englische Schlachtflotte durch das Skagerrak, Kattegatt und den Großen Belt in die Ostsee vorstoßen wollte, um unter Forcierung der dänischen neutralen Gewässer eine Aktion großen Stils zusammen mit den russischen Seestreitkräften zu unternehmen. Jedenfalls fand die englische Vorhut des Kreuzergeschwaders unter Admiral Beatty die westliche Zufahrt zum Skagerrak von deutschen Aufklärungsschiffen besetzt. Der englische Admiral hielt sich wahrscheinlich für so stark und glaubte sich so ganz unerwartet, daß er die Verbindung mit dem Gros des eigenen Geschwaders aufgab. Das war der erste Fehler in seiner Berechnung; der zweite lag darin, daß er keine genügende Aufklärung nach seinem rechten Flügel in der südlichen Nordsee abgeordnet hatte. So entging ihm die Tatsache, daß die deutsche Hochseeflotte schon längst gegen ihn operierte, ehe er sie vermutete, viel weniger sah.

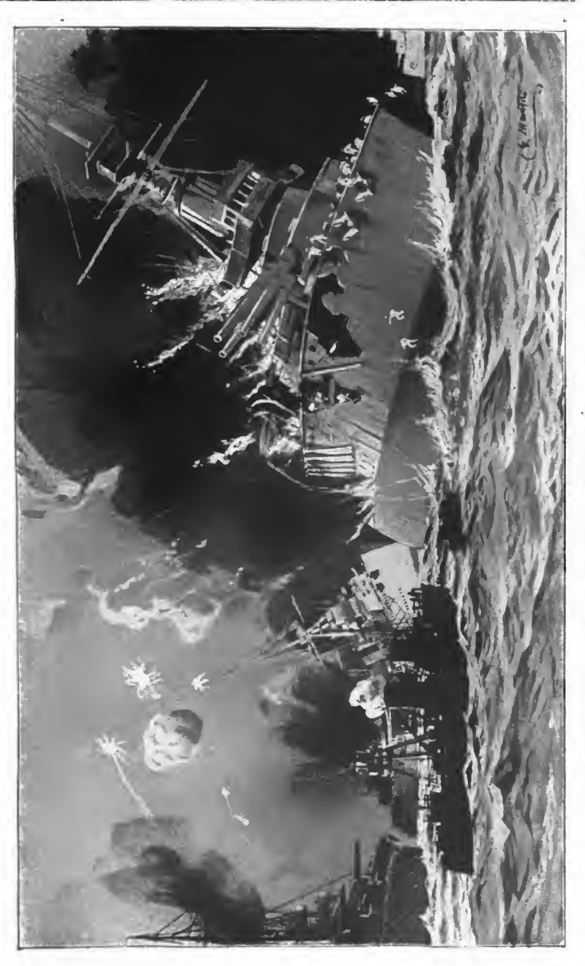
Der Chef der deutschen Aufklärungsschiffe, Vizeadmiral Hipper, zog die englische Flotte auf sich und brachte sie dahin, wo er wollte, in Berührung mit der wohl 80 bis 100 Kilometer westlich der jütischen Küste



Lageplan der Seeschlacht.

nordwestwärts dampfenden deutschen Flotte, die sich unmittelbar, mit ihren stärksten Einheiten zuvorderst, an die Kreuzer anschloß. Als die von den englischen Kreuzern weit getrennt sich nähernde Kampfschiff-flotte des Admirals Jellicoe eintraf, war Admiral Beatty bereits geschlagen. Das englische Gros ist dann offenbar taktisch schlecht entwickelt worden oder beim Eintreffen auf dem Kampfplatz durch das durcheinander-geratene Kreuzergeschwader selbst in Unordnung ge-kommen. Jedenfalls nützte den Engländern ihre nur zahlenmäßige Übermacht nichts. Dem überlegenen Artilleriefeuer der deutschen Großkampfschiffe fiel das Linienschiff „Warspite" zum Opfer. Durch rastlos ein-setzende Torpedobootsangriffe wurde in der Folge das Gros der englischen Flotte westwärts abgedrängt, nach-dem es in seinen besten Einheiten arg mitgenommen worden war.

In dem Artillerieduell der großen Schiffe zeigte es sich, daß die größeren Kaliber der englischen schweren 34- und 38-Zentimeter-Geschütze die geringere Wir-kung gegenüber den deutschen 28- und 30,5-Zenti-meter-Granaten besaßen, denn nur eines unserer Groß-kampfschiffe wurde außer Gefecht gesetzt. Selbst die gesunkene „Pommern" ist nicht das Opfer englischen Artilleriefeuers, sondern in der dem Schlachttage folgen-den Nacht durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht wor-den. Dabei sei erwähnt, daß der kleine Kreuzer „Elbing" durch Zusammenstoß mit einem Schiff der eigenen Flotte verloren ging und die anderen beiden gesunkenen deut-schen Kreuzer wahrscheinlich ebenfalls in Einzelgefechten während der Nacht vernichtet wurden. Im Laufe des stellenweise auf verhältnismäßig geringe Entfernung durchgeführten Gefechts bog die deutsche Flotte ihre



Die Vernichtung des englischen Schlachtkreuzers „Queen Mary“.

Spitze westwärts, um dann südwärts zu steuern, als ihre Aufgabe, die Engländer vor dem Skagerrak zu schlagen, erledigt war. Daß auch dann die mittlerweile herannahenden englischen Verstärkungen nicht einmal in Fühlung mit der heimkehrenden deutschen Flotte kamen, ist zweifellos ebenfalls auf die erwähnte mangelnde Aufklärung der Engländer nach ihrem rechten Aufmarschflügel zurückzuführen. Bis zu welchem Maße das englische Gros unter Admiral Jellicoe durch die glänzende Artillerie der deutschen Großkampfschiffe mitgenommen worden ist, wird die Welt wohl niemals erfahren. Jedenfalls werden die englischen Werften für die nächsten Wochen hinreichend beschäftigt sein, um die unüberwindliche Armada auszuflicken. Wenn Lord Churchill behauptet, daß bei einem englischen Verlust von drei modernen Einheiten gegen eine verloren gegangene deutsche ein englischer Sieg herauszurechnen ist, so kann das den Deutschen nur recht sein, denn dann hat die englische Flotte bereits aufgehört zu existieren, wenn die Deutschen erst ihre Schlachtkreuzer eingebüßt haben.

Das Verhältnis stellt sich aber noch anders, denn an dem siegreichen Waffengang der deutschen Flotte waren nach deutschen amtlichen Berichten beteiligt: sechzehn Großkampfschiffe, sechs ältere Linienschiffe und sechs Schlachtkreuzer. Aus jedem Flottenbuch kann man sich dann ausrechnen, wie groß die deutschen Reserven sind, die noch gar nicht eingesetzt zu werden brauchten.

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak hat den Engländern einen Verlust von weit über 150000 Tonnen gebracht, während die Deutschen einen Abgang von nur 60000 Tonnen zu verzeichnen haben. Da die englische

Flotte aus vierunddreißig Großkampfschiffen bestand, hatte sie eine Überlegenheit von drei zu zwei. Die deutsche Überlegenheit war also nicht ziffermäßig begründet, sondern lag in der überlegenen Führung, den tüchtig geschulten Mannschaften und dem besseren Material. Wenn wir das so zustande gekommene deutsche Übergewicht in das Churchillsche Exempel mit einsetzen, dann dürfen wir auch den weiteren Ereignissen zur See mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen.

Mannigfaltiges

▣ **Der „strategische" Rückzug** hat im gegenwärtigen Kriege schon öfters eine Rolle gespielt und wurde gelegentlich auch als glänzende Tat gefeiert. Der einfache Menschenverstand meint, ein Rückzug sei allemal Beweis eines militärischen Mißerfolges. Und doch muß es nicht immer zutreffen. Belustigend aber liest sich eine Besprechung der Ereignisse in Serbien, in der die französische Zeitschrift „Lectures pour tous" ihre Leser genau darüber belehrt, was ein Rückzug eigentlich ist. Sie schreibt: „Der Rückzug. Das Wort erschreckt, weckt zunächst einen traurigen Widerhall in der Brust. Der Rückzug, so denkt man, ist die Folge einer Niederlage, ist ein Aufgeben, ein Abrücken? Ein Rückzug ist eine viel kompliziertere Sache, als man gemeinhin annimmt. Der Rückzug ist manchmal eine Art des Vorgehens ..."

Nun, die deutsche Heeresleitung hat im Verlaufe des Krieges der französischen schon öfters Gelegenheit gegeben, diese neue und besondere Art des „Vorgehens" anzuwenden. Der Erfolg verlockt allerdings wenig zu einer freiwilligen Nachahmung.

Neues über die Trommelsprache. — Für zahlreiche afrikanische Völkerschaften ist die Trommelsprache ein Verständigungsmittel, das ihnen ähnliche Dienste leistet, wie uns der Telegraph und Fernsprecher. Diese Trommeltelegraphie, wie man sie genannt hat, vermittelt auch in anderen Weltteilen, so in Neu-Guinea und bei den Jivores in Südamerika Nachrichten. Wichtige Neuigkeiten, alltägliche Vorkommnisse, Krieg und Frieden, Geburten und Sterbefälle, Glück und Unglück auf der Jagd werden durch die Trommelsprache den Nachbarstämmen mitgeteilt. Am Kongo, in der Gegend der Stanleyfälle, beherrschen die Trommler ihre Kunst so, daß sie in der Trommelsprache Unterhaltungen so eingehend pflegen können, als ständen sie einander gegenüber und sprächen von Mund zu Ohr. Jeder Häuptling tauscht auf diese Weise täglich mit seinen Nachbarn Nachrichten aus und erfährt so, was zu einer Tages- oder Nachtzeit in seiner Gegend geschehen ist. Gewöhnlich bestehen die Trommeln aus Stücken ausgehöhlter Baumstämme, die man mit Antilopenfellen bespannt. Wie sicher Nachrichten durch sie

übermittelt werden, dafür gibt Peter de Deken in seinem Reisewerke „Deux ans au Congo“ zwei sehr schöne Beispiele. Als Inspektor Five die Station Basoko verwaltete, machte er einmal mit dem Kommissar Chaltin einen Abstecher in die Umgegend: sie kamen ein wenig ab und konnten die Station nicht mehr zur vereinbarten Zeit erreichen. Five bat einen Häuptling, durch Trommeltelegraphie den Stationsleuten seine verspätete Heimkehr melden zu lassen und zugleich mitzuteilen, daß man ihm noch Essen bereit halten möge. Chaltin und Five waren in dem Augenblick noch vier Meilen von Baso entfernt. Als die Reisenden nachts die Station erreichten, warteten die Weißen schon auf sie; das Essen brauchte nur aufgetragen zu werden. „Was hat euch der Trommler gemeldet?“ fragte Five. Die Antwort war: „Am Abend kommt der Bula-Matori — Gouverneur oder Inspektor — an, eßt nicht alles auf.“ Wie in der Telegraphie und Telephonie kommen auch bei der Trommelsprache kleine Mißverständnisse vor. Derselbe Five hatte, bevor er seinen Posten in Basoko verließ, mehrere Photographien dort gemacht. Auf seinem letzten Ausflug bedauerte er, daß er nicht auch die Dienerschaft, wie sie bei Tisch aufwartet, aufgenommen habe. Der Dampfer, auf dem er gerade fuhr, mußte wieder an Basoko vorbei und konnte dort einige Minuten halten. Five ließ durch Trommeln der Dienerschaft melden, ihre Festgewänder anzuziehen und sich bei seiner Durchreise bereit zu halten. Einige Stunden später langte er an und war erstaunt, nicht nur die Dienerschaft, sondern die ganze Polizeitruppe in Parade unter präsentiertem Gewehr vorzufinden. Der Trommler hatte im wesentlichen wohl gut gearbeitet, sich aber in einem Punkte verhört oder versprochen, statt Tafeldienerinnen — serveuse de table — hatte er Staatsdiener — serviteur de l'état — verstanden.

Am Abend und in der Nacht, wenn in allen Dörfern und im Wald tiefe Stille herrscht, verbinden sich die Trommler verschiedener Ortschaften, um ihre Zeichen zu vergleichen und ihre Trommelsprache mit neuen zu bereichern. J. W.

Mit Wind und Wellen. — Vor Jahr und Tag, als nord-

westliche Stürme in der Nordsee tobten, wurde ein kleines, grau gestrichenes Fahrzeug nördlich von Husum an der schleswig-holsteinischen Küste geborgen. Auf einer Metallplatte trug es die Inschrift: „S. M. S. Nürnberg. Dingi 3,6 M." Dingi ist die Bezeichnung für eine bestimmte Bootform. Das angeschwemmte Fahrzeug gehörte zu dem deutschen Kreuzer „Nürnberg", der in der Schlacht bei den Falklandinseln ein rühmliches Ende fand. Das Boot mußte den ungeheuren Weg von der Südspitze Südamerikas durch den Atlantischen Ozean, und im Norden an Island vorbei bis zu den nordfriesischen Inseln zurückgelegt haben.

Je nachdem schwimmende Körper den Meeresspiegel überragen, ganz oder doch überwiegend untertauchen, wird die Richtung, die sie nehmen, von den herrschenden Winden oder auch ständigen Meeresströmungen bestimmt. Zuweilen wirkt beides auf den Verlauf des Weges ein, den treibende Dinge nehmen. So waren es zweifellos Stürme, die wiederholt Kajaks — Fangboote der Eskimos — von Grönland bis nach Irland und Schottland entführten. In mehreren Kirchen Nordschottlands sind derartige angeschwemmte Kajaks zu sehen, auch die Lübecker Schiffergesellschaft besitzt einen Kajak, der im 16. Jahrhundert von dortigen Schiffern aufgefangen wurde.

Im folgenden Fall waren indes Meeresströmungen die treibenden Kräfte. Als Oberst Sabine im Jahre 1822 unter dem Äquator an der westafrikanischen Küste Pendelmessungen ausführte, strandete ein mit Palmölfässern beladenes Schiff und barst in der Brandung. Als sich Sabine ein Jahr darauf zu Hammerfest in Norwegen aufhielt, wurden dort mehrere Fässer ans Land getrieben, die sich durch ihre Brandmarken bestimmt als ein Teil der Ladung jenes Schiffes erwiesen, das an der Küste Westafrikas vor Jahr und Tag unterging.

Wracks, die sich durch ihre Holzladungen leicht schwimmend erhalten, wurden oft schon zum Spielball von Wind und Wellen. Zu Anfang 1888 wurde der mit Holz beladene Schoner „White" an der nordamerikanischen Küste in der Höhe von Baltimore wrack. Er führte im Treiben noch zwei Masten; auch ein Haupt-

deck ragte noch aus dem Wasser. Dadurch bot er bei dem Gang der Winde noch die Möglichkeit, bis in die Nähe von Neufundland getrieben zu werden. Ende Mai, als er von dem Dampfer „Braunschweig" gesichtet wurde, hatte der Schoner die Masten verloren, und das Hauptdeck lag unter Wasser. Damit war die Bewegung des Wracks von der Strömung des Golfs abhängig. Von verschiedenen Schiffen wiederholt beobachtet, trieb es in mannigfachen Schleifen und gelangte im Januar 1889 nach den Hebriden. Während einer Irrfahrt von 317 Tagen machte dies Wrack einen Weg von 10 000 Kilometern.

Dem Wrack des Schoners „Taylor" war eine noch merkwürdigere Wanderung beschieden. Am 22. Juni 1892 stieß das Schiff mit dem Dampfer „Trave" zusammen und wurde in zwei Teile zerschnitten. Das Heck, das aus dem Wasser ragte, wurde vom Wind erfaßt, nach Norden getrieben und strandete Anfang August nördlich von Boston an der nordamerikanischen Küste. Der tief untergetauchte Bug folgte der Meeresströmung, schwamm nach Süden und ging erst Ende August auf der Höhe der Delawarebai unter.

Zur Erforschung unbekannter Meeresströmungen wurden wiederholt Schwimmkörper ausgesetzt. Der nordamerikanische Admiral Melville ließ zur Feststellung der Strömungen im Nördlichen Eismeer fünfzig spindelförmig gebaute Tönnchen herstellen und durch Walfischfänger in den Sommern 1899 bis 1901 nördlich von der Beringstraße auf Eisschollen aussetzen. Am 13. September 1899 fand man eines dieser Tönnchen am Kap Barrow auf einer Eisscholle. Mit der Strömung durch das Innerste des Nordpolgebietes getrieben, erschien ein anderes nach beinahe sechs Jahren am 7. Juni 1905 an der Nordküste von Island. Th. S.

Woher stammen unsere Obstbäume? — Der gesundheitliche Wert des Obstes wird heute ganz allgemein anerkannt und dabei zugegeben, daß der Obstbau in Deutschland noch viel zu sehr vernachlässigt wird. Es gibt allerdings nach einer früheren Zählung in Deutschland 69,9 Millionen Pflaumen-, 52,3 Millionen Äpfel-, doch nur 25,1 Millionen Birn- und 21,6 Millionen

Kirschbäume, diese an und für sich groß erscheinenden Mengen genügen aber keineswegs den Bedürfnissen des deutschen Volkes, so daß noch eine beträchtliche Menge Obst eingeführt werden muß.

Die edleren Obstsorten, die in ihrer Heimat wild gedeihen, wurden erst nach der Völkerwanderung allmählich nach Deutschland gebracht. Insbesonders die Mönche machten sich um den Obstbau verdient. Ein mächtiger Förderer war auch Karl der Große, der sehr für die Verbreitung von Äpfeln, Birnen und Kirschen sorgte. Eine eigenartige Verordnung des Großen Kurfürsten bestimmte, daß bei jeder Eheschließung von dem jungen Paare sechs Obstbäume gepflanzt werden mußten.

Unsere Obstbäume stammen ursprünglich sämtlich aus Asien. Die Mongolei und Tatarei, die Provinz Tche-Kiang in China und das östliche Ende des Kaukasus sind das Heimatsgebiet des Apfels, der dort heute noch in drei Arten wild vorkommt. Eine davon ist ein Strauchgewächs. Über 60 Grad nördlicher Breite gedeiht der Apfelbaum nicht mehr.

Der Birnbaum kommt in zwei oder drei Arten wild in Armenien, Persien, Zentralasien und in den westlichen Provinzen von China vor; unser wilder Birnbaum, die Holzbirne, ist nur eine Abart der asiatischen Ahnen. Die Römer bezogen ihre Birnen aus Griechenland, Ägypten, Karthago und Syrien. Erst durch ihre Vermittlung wurden die edleren Birnsorten in Deutschland bekannt, sie fanden hier später insbesonders durch Karl den Großen weiteste Verbreitung. Die geschätzten Bergamotten wurden von Kreuzfahrern aus Persien nach Europa gebracht.

Die Pflaume wächst wild im östlichen Teile des Kaukasus, ferner in Syrien und der Tatarei. Auch die süße Kirsche findet sich im Kaukasus und in Kleinasien, wo sie heute noch den Namen „Kiros" trägt. Pompejus brachte sie nach Italien.

An den südlichen Ufern des Kaspischen Meeres gedeiht der wilde Mandelbaum. Die Heimatsgebiete des Pfirsichs und der Aprikose sind China, Japan, Persien und Armenien. Die Aprikose soll durch Alexander den Großen nach Griechenland

gekommen sein und wurde von da aus weiter nach Europa verbreitet.

In Deutschland gedeiht wildwachsend in den Rheingegenden bis zum Nahe-, Saar-, Moseltal die echte Kastanie, die aus Persien, Kleinasien, Armenien stammt. Die Kastanie bildet in Spanien, Italien, Griechenland, Südungarn, in der Südschweiz und anderorts ganze Wälder, und dort hängt von der mehr oder minder guten Ernte nicht selten der Wohlstand ganzer Orte und Landschaften ab. In vernünftiger Weise betrieben, ist die Obstzucht lohnend und kann zu einer schönen Einnahmequelle werden. Eduard Stein.

Heldentod. — Am 5. und 6. Juli 1809 wurde die entscheidende Schlacht bei Wagram geschlagen. Dem österreichischen Grenadieroberleutnant Joseph v. Ostermann zerschmetterte eine Kanonenkugel beide Schenkel. Seine Soldaten wollten ihn aus der Feuerlinie tragen. „Wozu das, meine Kinder," wehrte er den Helfern, „mir hilft kein Arzt mehr. Bringt mich lieber unter den Baum auf dem Hügel dort, da kann ich ruhig sterben, wenn ich den fliehenden Feind sehe." Man tat nach seinem Verlangen. Mit dem Kopf an den Stamm der Weide gelehnt, verfolgte Ostermann die Bewegungen der österreichischen Truppen. Anfangs verhüllten Rauch und Nebel den Kampfplatz, endlich, gegen neun Uhr morgens, durchdrangen Sonnenstrahlen das leichte Gewölk, und der Sterbende sah den Flügel des österreichischen Heeres mächtig vorrücken, Aspern und Eßlingen wurden genommen und die feindliche Division Massenas floh gegen Enzersdorf. „Nun mache mir mein Grab," sagte Ostermann zu dem Soldaten, der bei ihm geblieben war. Noch war es nicht halbtief geworden, als der Held verschied. Nahe bei Aderklaa am Rußbach stand 1837 noch die Weide, in deren Schatten die Gebeine des Braven ruhten. Ma. S.

Waren als Tauschmittel. — Auf der ganzen Erde haben in wirtschaftlichen Entwicklungsstufen einfacher Art die verschiedenartigsten Dinge und Erzeugnisse ihre bestimmten Wertverhältnisse als Tausch- und damit Zahlungsmittel. Noch vor

vierzig Jahren wurden in den rein ackerbautreibenden Ländern Nordamerikas Zeitungsverleger und Ärzte mit Fleisch, Mais, Weizen, Tabak und anderen Naturalien bezahlt, weil das Land noch zu arm an Geld war. Goldgräber kauften mit Goldkörnern, die sie in Lederbeuteln mit sich führten, nach dem Gewicht und der augenblicklichen Wertschätzungsnorm des rohen Goldes.

In den Jahren um 1860 unternahm eine Sängerin von europäischer Berühmtheit, Fräulein Zelie vom Lyrischen Theater in Paris, mit ihrem Bruder, ihrer Freundin Campana Fenotti und einem Musiker eine Konzertreise um die Welt. In Briefen, die sie ihrer Tante in die Heimat schrieb, plaudert sie über Sitten und Bräuche der fremden Länder und weiß vieles Merkwürdige über die Formen der Bezahlung zu berichten, die sie in Ländern ohne „wirkliches" Geld erlebte. Einmal schrieb sie von einer Insel des Stillen Ozeans aus: „Liebe Tante. Gestern lauschte der König Makea zum dritten Male meinem Gesang. Der König ist vom schönsten Schwarz und hat in seinem Palast, wenn man eine Bambusrohrhütte so nennen darf, auf dem Kruzifix, das ihm Missionare vor drei Jahren zurückließen, auch den Heiland schwarz anstreichen lassen. Unser Konzertsaal war ein großer Schuppen, in dem man sonst lange getrocknete Fische aufbewahrt. Die Fische waren fort, aber ihr Geruch ist geblieben. Der König bezahlte mich aus Mangel an Geld, selbst in kleinster Münze, mit seltsam geschnitzten Kokosnußflaschen. Eine davon sollst Du haben, Du kannst Dir eine Zuckerdose daraus machen lassen; man braucht nur eine Art Fußgestell daran zu befestigen. Du wirst Deinen Kaffee trinken, ein Stückchen Zucker aus König Makeas Kokosschale nehmen und daran denken, daß Deine arme Zelie diese Dose an einem Ort mitten im Archipel geholt hat, den man die ‚Freundschaftsinseln' heißt, ohne Zweifel darum, weil man da nur Wilde antrifft, so wie die benachbarten ‚Gesellschaftsinseln' auch nur so genannt wurden, weil sie beinahe gänzlich unbewohnt sind. In diesen Tagen mußte ich die meisten Nummern singen, und so erhielt ich auch ein Drittel, den größten Teil der Einnahme; die Campana Fenotti, mein Bruder und der Kapellmeister teilten sich den Rest. Im Tausch gegen mein Lied

der Anna Bullen, für das Duett der Norma und Adalgisa, für ein Lied aus der ‚Lucia von Lammermoor' und den Gesang: ‚O welche Lust Soldat zu sein' erhielt ich als Anteil für achthundertsechzig Karten, die wir ausgaben, die merkwürdigsten Gaben.

„Man rechnete für meine Leistung: drei Schweine, dreiundzwanzig Welschhühner, vierundvierzig Hühner einer fremden Art, fünfhundert Kokosnüsse, zwölfhundert Ananasfrüchte, einhundert zwanzig Maß Bananen, einhundertzwanzig Kürbisse und fünfzehnhundert Orangen. Du wirst fragen, was ich mit solchen ‚Einnahmen' mache? In der Halle von Paris würde alles wohlgerechnet seine viertausend Franken wert sein, vorausgesetzt, daß alles in gutem Zustande wäre. Viertausend Franken wären nicht übel für das Absingen von fünf Stücken, obgleich nach dortigem Maßstab nicht ganz eine Sau auf ein Lied kommt, oder etwas weniger als fünf Hühner der besseren Sorte. Wie soll man aber hier dies Zeug zu Geld machen? Es ist kaum zu hoffen, daß man bei den Inselleuten Geld findet. Die wenigen Münzen auf der Insel dienen zur Bezahlung der Abgaben an den König, weil die schwarze Majestät sich weigert, daß man ihn mit Naturalien abfindet. Soll ich meine Einnahme verzehren?

„Man sagt uns, daß ein ‚Unternehmer' auf der benachbarten Insel Mangéa wohnt, der uns zu helfen wisse. Die Insel verdient diesen Namen wirklich, wenn sie meine Beute verschlingt. In einigen Tagen soll der Händler von Mangéa kommen, um uns mit klingender Münze für unsere Tauschgaben zu beglücken. Inzwischen geben wir unseren Schweinen, um sie am Leben, bei Gewicht und munterer Laune zu erhalten, die Kürbisse zu fressen. Die Hähne und Hühner verzehren die Bananen und Orangen, so daß ich, um den vierbeinigen und zweifüßigen Teil meiner lebenden ‚Bezahlung' im wahren Wortsinn zu erhalten, ihm den vegetabilischen Teil meiner Einnahme zum Opfer bringen muß." O. Manuel.

Der Sumpfkäfer. — Wir waren unser acht in dem kleinen Hinterzimmer, dessen einziges Fenster auf einen finsteren, schmutzigen Hof ging. Zu sehen war da wenig, denn das Glas

war mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt und gewährte kaum den Sonnenstrahlen Einlaß. Wenn Regen kam und die Scheiben stellenweise abspülte, dann konnten wir ein Gerümpel von rostigem Eisen, Tonnen mit zerquetschten Bäuchen, alten Wagenrädern und alten Blechbüchsen sehen. Wenn man das Gesicht an die Scheibe drückte und sich Mühe gab, konnte man bis ans Ende des Hofes sehen, wo unter dem Giebel eine alte Uhr hing, die uns alle Viertelstunden mit heiserem Schlag aufschreckte.

Zu zweit arbeiteten wir an einem Schreibpult. Mir gegenüber saß ein Mensch, der mir von der ersten Stunde an merkwürdig erschien. Das kleine, verblichene Männchen saß keine fünf Minuten ruhig auf seinem verschabten Sessel, blätterte, strich aus und fand immer neue Arbeit. Nie hatte er einen Augenblick Zeit. Spät abends, wenn die anderen schon durch die knarrende Tür verschwunden waren, hob er gleichsam verwundert den Kopf, sah nach der Uhr, schloß Schreibzeug und Papiere ins Pult und blieb meistens noch einen Augenblick, mit müden Falten um die Mundwinkel, sitzen. Er war ein Rätsel. Einmal in der Mittagspause fragte ich ihn, wie lange er schon an dem Pult arbeite. Überrascht sah er mich an und sagte: „Sechsundzwanzig Jahre."

„Sechsundzwanzig?" fragte ich und fühlte, wie es mir im Hirn schwindelte, und mehr zu mir selbst sagte ich: „Hält das ein Mensch aus?"

Er zuckte die Achseln.

„Wenn man muß, ja."

„Sie mußten?"

„Hm," machte er, „wenn Sie wollen — ja. Sehen Sie, heute bin ich vernünftig. Ich rechne um Jahre voraus. Aber früher war ich wirklich ein vermaledeiter Kerl. Ein Schwärmer. Immer träumen und Luftschlösser bauen und dann hinaus in die Wälder und geschwelgt und sinniert, mit Gedanken die Welt aus den Angeln heben gewollt. Nur der Stützpunkt fehlte. Ja, ja, es war kein Stützpunkt zu finden."

Er lachte kurz auf, ehe er sagte: „Was glaubt man nicht,

alles zu können, solange man jung ist? Man hat so viele Gedanken und Ziele. Aber dann kommt das Leben und schlägt alles platt. Dann steigt man vom Himmel herab, zieht Alltagskleider an, begräbt die Träume, macht sich klein, ganz klein." Er sah flüchtig nach der Uhr. Es war noch Zeit: „Als ich jung war, wenn man mir damals gesagt hätte, das Leben sei so und so und hätte mir die rosa Brille abgerissen, das wäre nicht zu ertragen gewesen, auch glaubt man es nicht. Aber wenn's allmählich kommt, hier ein bißchen und da ein bißchen, dann geht's leichter. Man wird hineingezogen, gepufft, gestoßen und gedreht, bis man weich wird, windelweich, junger Mann. Man muß zufrieden sein, an einer anderen Stelle zu landen, als man hoffte, ja man muß obendrein Gott danken, überhaupt zu landen. Der Mensch ist schwach."

Da schlug es zwei. Er setzte sich, pünktlich und gewissenhaft, an sein Pult.

Dann sagte man mir, daß er einmal Naturforscher werden wollte. Aber es glückte ihm nicht und nun war sein Hirn seit sechsundzwanzig Jahren mit Zahlen und Firmennamen erfüllt. Nie machten seine Gedanken Seitensprünge, nie überschritten sie das Gebiet, an dessen Grenze Kreditfähigkeit und Jahresumsatz stehen. Er hörte nicht, er sah nicht, er fühlte nicht. Er war nicht denkbar ohne die Schläge der Uhr, die ihm vom Giebel herab Zeit und Leben zuteilte, nach der er sich bewegte, stillestand, arbeitete und schlief. Ich glaube, wäre die Uhr plötzlich stillegestanden, er hätte hilflos nicht gewußt, was zu tun sei. Hätte ihn einer ins Leben gestellt, wo es schäumt und braust, und gesagt: „Greif zu", er hätte untergehen müssen. Eigener Wille und Kraft waren längst dahin. Man wird zu leicht, wenn alles Ichgefühl schwindet; jeder Wind bläst einen fort.

Einmal am Sonntag sah ich ihn mit einer Botanisierbüchse und Schmetterlingsnetz durch den Wald gehen. Er ging aufrecht und frei und schien ein anderer Mensch geworden.

Durch die Büsche gaukelte ein Schmetterling. Der alte Mann hob das Netz und setzte ihm nach durch Dornendickicht und über Hügel.

Am Abend sah ich ihn wieder, als er vor einem Ameisenhaufen stand und das wimmelnde Hin und Her betrachtete.

Eines Morgens kam er erregt ins Büro. Ganz gegen seine Gewohnheit ging er erst einige Male auf und ab, ehe er sich an die Arbeit machte. Aber es wollte nicht recht gehen. Seine Hände bebten, seine Augen leuchteten.

„Haben Sie heute mittag Zeit?“ fragte er unvermittelt. Da ich zusagte, nickte er befriedigt. Dann arbeiteten wir weiter.

Als die Hofuhr eins schlug, gingen wir.

Draußen nahm er meinen Arm und zog mich durchs Gedränge.

Er schleppte m. .h durch ein Gewirr von Straßen und Gassen nach dem Museum für Naturkunde.

Als wir die Treppen hinanstiegen, lächelte er stolz. Dann legte er die Stirn in Falten, setzte eine gelehrte Miene auf und zog mich durch Gänge und Säle in die Abteilung der Insekten, wo er vor einem Kasten am Fenster stehen blieb.

Ich sah verständnislos hinein.

„Sehen Sie ihn?“ fragte der Alte erwartungsvoll.

„Wen?“

Er deutete auf die Mitte des Kastens. Ich folgte der Richtung seines Fingers und sah ein verschwindend kleines Käferchen, unter dem ein Täfelchen klebte mit der Aufschrift: Geschenk des Herrn Karl Meier.

„Von Ihnen?“ fragte ich erstaunt.

„Natürlich! Sie sehen doch: Karl Meier. Es ist ein Sumpfkäfer, einzig in seiner Art. Eine Kostbarkeit, ein Juwel.“

Er fuchtelte erregt mit den Händen, ich sah, daß sie zitterten.

„Ich wußte ja, daß es noch kommen würde. Ich fühlte es durch all die langen Jahre. Sehen Sie ihn nur an. Ich sage nicht zu viel: ein Juwel. Da haben sie zugegriffen. Ja ... ich kann doch noch mehr als Auskünfte machen. Verstehen Sie wohl, für die Wissenschaft wirken, trotz allem!“

Ich sah ihn an. Kein Zweifel: er war krank.

Er zitterte am ganzen Leibe, sein Gesicht war fahl, fieberhaft glühten die umränderten Augen.

„Kommen Sie," sagte ich und zog ihn fort.

In Gedanken versunken, schritt er still neben mir her ins Büro.

Die Tage kamen und gingen, alle hatten dasselbe Gesicht, einer wie der andere, müde und grau. Meier war nicht mehr der Mann, den ich vor Wochen zum ersten Male mir gegenüber sah. Der Pflichttreue, der sich nie erlaubte, nur eine Minute zu vergeuden, saß jetzt oft stundenlang, am Federhalter kauend, kraftlos in sich zusammengesunken und träumte. Die Schreiber steckten die Köpfe zusammen.

Was mochte es sein? War er in der Gunst des Chefs gefallen oder war ihm sonst etwas begegnet?

Es war um die Zeit, da ich zum Bürovorstand ging und ihm sagte, fünfundsiebzig Mark sei ein zu geringer Lohn; ich hoffe, er werde Abhilfe schaffen.

Er geriet außer sich über meinen Antrag; fünfundsiebzig Mark sei für meine Arbeit gut bezahlt, und ein anständiger Mensch könne sich noch etwas davon sparen. Es betrübe ihn tief, daß er sich in mir getäuscht habe. Ich übergab die Bücher und ging. — — —

Nach dem Hinterzimmer verlangte mich nicht mehr; aber dann mußte ich eines Tages doch noch mal hinauf. Ich stieg die Treppe hinan, durchschritt den langen Gang und trat ein.

Alle saßen an ihren Plätzen. An meinem Pult lehnte ein alter, verhärmter Mann. Meiers Platz war leer. Als ich fragte, wo er sei, gab niemand Antwort. Nur der Schreiberlehrling tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

Da verstand ich. Sie hatten ihn weggebracht. Bald darauf hörte ich, er sei gestorben. Werner Peter Larsen.

Ehrlicher Kriegsgewinn. — Auf seinen jährlichen Musterungsreisen kam Friedrich der Große zu dem Amtmann Hahn nach Schlesien. Der König blieb bei seinem Beamten drei Tage und befahl, ehe er abreiste, man möge dem Amtmann alles bezahlen, was verzehrt worden war. Man sagte dem König, daß der wohlhabende Amtmann es sich zur Ehre rechne, den Landesherrn bewirtet zu haben; er würde kein Geld nehmen.

Ehe Friedrich abreiste, verlangte er den Beamten noch einmal zu sehen und sagte noch am Wagenschlag: „Ich danke Ihm für Seine Gastlichkeit. Ich will Ihm nichts anbieten; man sagt mir, Er nähme nichts, weil Er reich sei. Ist das wahr?"

„Ja, Eure Majestät."

„Wie ist Er zu seinem Geld gekommen?" fragte Friedrich und sah den Amtmann scharf an.

„Majestät, ich habe immer um einen Groschen teuerer eingekauft und alles um fünf Groschen billiger abgegeben als die andern."

„Mache Er keine unziemlichen Scherze; ich habe nicht Zeit mit Ihm zu spaßen und verlange eine ehrliche Antwort, aber keine Narrenpossen zu hören."

„Majestät, ich sage die lautere Wahrheit. Wenn das Getreide wohlfeil war, bezahlte ich den Scheffel mit einem Groschen über den Preis. Wenn es mehr galt, verlangte ich für das aufgespeicherte Korn meist fünf Groschen weniger, als man sonst in schlechten Zeiten dafür verlangte. So habe ich mir mein Geld ehrlich erworben. In meinem Bezirk wird das jeder bezeugen."

Der König sagte gütig: „Er ist ein braver Mann. Ich will Ihn in den Adelstand erheben." Hahn bat den König, es nicht zu tun; seine guten Worte seien ihm Dank genug. Friedrich blieb aber dabei. H. Ho.

Von den Namen der Schiffe. — Heute ist fast jedem der Unterschied geläufig zwischen Linienschiff und Panzerkreuzer, zwischen Torpedoboot und Unterseeboot, zwischen Haubitze und Flachbahngeschütz. Selbst die Namen der Schiffe, die sich in den einzelnen Gefechten hervorgetan haben, die gesunken sind oder beschädigt wurden, gehören in unseren Tagen zum selbstverständlichen Besitz derer, die irgendwie in Wort und Schrift sich mit dem Krieg beschäftigen. Weniger bekannt ist die Art und Weise, wie Schiffsnamen entstanden sind, oder das System, nach dem die Schiffe ihre Namen bei der Taufe erhalten.

In der deutschen Marine ist es seit langer Zeit Gepflogenheit, daß jede Schiffsgattung eine bestimmte Art von Namen erhält.

So sind die Linienschiffe seit Inkrafttreten der Flottengesetze nach Fürsten, Dynastien, Bundesstaaten und Provinzen benannt worden. Die ersten auf moderner Grundlage in Deutschland gebauten Linienschiffe, die sogenannte Wörthklasse, lassen allerdings diese Einheitlichkeit in der Namengebung noch vermissen; sie hießen Wörth, Weißenburg, Kurfürst Friedrich Wilhelm und Brandenburg. Bei den diesen Schiffen im Bau folgenden Typen der Küstenpanzer ist man aber bereits ganz systematisch vorgegangen. Ihre Namen entstammen sämtlich der germanischen Heldensage; wie Odin, Ägir, Hagen, Heimdall, Hildebrand, Frithjof, Beowulf und Siegfried.

Die großen Schlachtkreuzer und Panzerkreuzer der deutschen Marine, wie Lützow, Derfflinger, Seydlitz, Goeben, Moltke, von der Tann, sind alle nach deutschen Feldherren und Staatsmännern benannt. Seit 1903 führen dagegen die kleinen Kreuzer ausschließlich deutsche Städtenamen, wie Karlsruhe, Rostock, Augsburg, Mainz, Stuttgart. Die Vorgänger dieser Klasse taufte fast durchweg die griechische Heldensage: Niobe, Medusa, Ariadne, Thetis, Amazone. Die älteren Kanonenboote haben ihre Namen aus dem Tierreich: Geier, Kondor, Kormoran, Seeadler, Eber, Luchs, Panther, Tiger, Jaguar, Iltis, Otter.

In der sogenannten Gallionverzierung am Bug des Schiffes kehren die Taufnamen in allegorischen Figuren oder auch in ganz realistischen Darstellungen und in Wappen wieder. Ausgeschiedene Schiffe, die als Hulks oder Hafenschiffe verwendet werden, erfahren eine Umtaufung, weil die Ersatzbauten zumeist wieder die alten, in der Marine vertraut gewordenen Namen bekommen. So hat es schon zwei Iltisse, zwei Prinz Adalbert, zwei Fürst Bismarck, zwei Roon gegeben. Dieses Wiederauftauchen alter Schiffsnamen bei Ersatzbauten hat aber auch praktische Gründe, denn das wertvolle Schiffsinventar, wie Boote, Schiffsgeräte aller Art, Tafelgeschirr usw., das den Namen des Schiffes trägt, zu dem es gehört, kann so wieder verwendet werden.

Unsere Torpedo- und Unterseeboote führen bekanntlich nur Nummern. Das hat sich bei Schiffen, die serienweise in großer

Zahl gebaut werden, als vorteilhaft erwiesen, weil der Fachmann aus den Nummern ohne weiters das Alter und sonstige Eigentümlichkeiten dieser Schiffe erkennen kann. V 180 bis V 185 ist zum Beispiel eine Torpedobootsserie, die von der Vulkanwerft in den Jahren 1909 bis 1910 erbaut worden ist. Über die Zahl 200 scheint man dabei nicht hinausgehen zu wollen, wenigstens führen die neuesten Torpedobootbauten wieder die Bezeichnung G (Germaniawerft) 37 bis 42 und S (Schichauwerft) 31 bis 36.

In der österreichisch-ungarischen Marine sind in neuerer Zeit die Schiffsnamen der Großkampfschiffe und Linienschiffe zumeist in zwangloser Folge der vaterländischen Geschichte entnommen, wie Prinz Eugen, Tegetthoff, Zriny, Radetzky.

In der Flotte Englands herrscht vor allem das Bestreben, die glanzvollen Schiffsnamen vergangener Zeiten in den Neubauten wieder aufleben zu lassen, ohne daß dabei in den einzelnen Schiffsgattungen unterschiedlich vorgegangen wird. So finden wir in der neuesten Großkampfschiffklasse die verschiedenartigsten Namen wie Queen Elizabeth, Warspite, Barham, Valiant, Malaya, in den nächsten Klassen neben Eigenschaftswörtern wie Audacious (kühn) Eigennamen (King George V). Das Schwesterschiff des vor den Dardanellen untergegangenen Linienschiffes Lord Nelson hieß merkwürdigerweise Agamemnon und das Schwesterschiff King Edwards VII. Common wealth. Aus den Namen allein läßt sich in der englischen Flotte die Gattung, zu der das Schiff gehört, nicht erkennen. Nur einzelne Typen der Panzerkreuzer haben einheitliche Namen erhalten, so die Provinzenklasse und die Klasse der Tugenden (Indefatigable — unermüdlich, Indomitable — unbezähmbar, Inflexible — unbeugsam, Invincible — unbesiegbar). Eine große Zahl der geschützten und kleinen englischen Kreuzer sind nach Städten Englands, nach griechischen Helden und nach Edelsteinen benannt.

Nur wenige Torpedoboote der englischen Flotte führen Nummern, die meisten Namen, darunter in deutscher Übersetzung sehr sonderbar klingende, wie Meerschwein, Peitsche,

Staub, Veilchen, Rehkalb, Meistersänger, Hinterhalt usw. Auch die russische Marine hat ihre Schiffe in ganz zwangloser Folge getauft. Die Linienschiffe haben Herrscher- und Schlachtennamen, wie Poltawa, Sewastopol oder solche Bezeichnungen erhalten, die Beziehungen zum russischen Stammesbewußtsein haben, wie Rossiya und Slawa. Bei den anderen Schiffstypen wechseln Eigennamen ab mit Namen ruhmvoller russischer Offiziere. So sind in der russischen Flotte die Admirale Makarow, Greigh, Spiridow, Butakow, Lasarew, Nachimow usw. verewigt worden, in kleineren Schiffen sogar Kapitäne.

Die französische Marine hat in neuerer Zeit ihren Linienschiffen fast nur die Namen französischer Städte und Provinzen gegeben. Die letzten Neubauten heißen Trouville, Lille, Lyon, Duquesne, Gascogne, Flandre, Languedoc, Normandie, Lorraine, Provence, Bretagne, Paris. Daneben stehen: Voltaire, Mirabeau, Danton. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nannte man die Schiffe gern nach abstrakten Begriffen: Vérité, Justice, Démocratie, Patrie und République. Die Panzerkreuzer sind mit wenigen Ausnahmen nach französischen Männern benannt, die in der Geschichte der Republik eine Rolle gespielt haben: Waldeck-Rousseau, Edgar Quinet, Ernest Renan, Jules Michelet, Victor Hugo, Jules Ferry, Léon Gambetta.

Ohne Anstrengung ihrer Phantasie sind die Amerikaner bei den Taufnamen ihrer Schiffe vorgegangen, indem sie die großen Typen nach den amerikanischen Staaten und die kleineren nach den Städten der Union benannt haben. Die Torpedoboote führen zum Teil die Namen bekannter amerikanischer Personen aus der jüngeren Geschichte, die Unterseeboote Nummern.

In der Handelsmarine, wo bei der Namengebung der Schiffe zumeist nur der Geschmack des Besitzers maßgebend ist, findet man häufig recht sonderbare Bezeichnungen. Die eine deutsche Reederei tauft ihre Fahrzeuge nach Personen aus ihrem Hause, wie die Wörmannlinie und die Reederei Horn in Schleswig, Paulsen und Iwers in Kiel lassen nur „Aale" schwimmen, wie die Kieler sagen; ihre sämtlichen Dampfer haben Namen wie Imperial, National, Rival. Die größeren Firmen, Ham-

burg-Amerika-Linie und Bremer Lloyd, dagegen taufen ihre Schiffe wieder nach Personen und Begriffen aus der vaterländischen Geschichte. Eg. M.

Ziethen als Heilkünstler. — Vom Fenster seines Hauptquartiers aus sah der General Ziethen in einem benachbarten Bauernhof durch längere Zeit einen ansehnlichen, wohlbeleibten Mann, der von Sonnenaufgang bis zum späten Abend vor seiner Haustür saß, Tabak rauchte und Bier trank. Man sagte dem General, der Müßiggänger sei wohlhabend, gesund und könne seiner Fettmasse wegen weder Bewegung noch Arbeit ertragen. Da ließ ihn Ziethen nachts ausheben und auf eine entfernte Festung bringen. Ein schriftlicher Befehl verlangte, man solle dem Mann nichts Übles tun, ihm gutes Quartier, aber schmale Kost mit Brot und Wasser reichen, dabei aber fleißig, wenn auch anfangs zu mäßiger Arbeit im Freien anhalten. Außerdem verlangte Ziethen, daß man ihm monatlich anzeigen solle, wie es dem Fettwanst ginge. So oft er frage, warum man ihn gefangen hielt, solle man sagen, der General werde es ihm selber sagen, sobald er ihn sähe.

Nach einigen Monaten hatte der Dicke arbeiten gelernt und alles Fett verloren. Ziethen ließ den immer noch geängstigten Mann kommen und sagte: „Ich weiß, Ihr habt nichts getan, wofür man Euch strafen könnte; ich wollte nur haben, daß Ihr den schmählichen Wanst verlieren solltet. Geht in Frieden, arbeitet und mästet Euch nicht wieder, sonst soll es Euch übel ergehen." Ma. S.

Folterbekenntnis. — So alt wie der Glaube an Hexen und ihre „verfluchten Bündnisse" mit dem Bösen ist die andere, nicht weniger verhängnisvolle Überzeugung gewesen, daß sich Menschen in reißende, wilde Tiere verwandeln könnten. Ein Zauberstück, das sogleich seine Kraft verlor, wenn man den Namen Gottes und aller Heiligen anrief. Geständnisse auf der Folterbank waren ganz dazu angetan, diese Verirrungen menschlicher Phantasie lange Jahrhunderte für wahr halten zu lassen und Tausende von Opfern einer uralten Rechtspflege durch „peinliches Befragen" dem Henker auszuliefern.

Daß sich ein Mensch durch verschiedenartigen Zauber in einen Werwolf verwandeln könne, wurde in ganz Europa für „erwiesen" gehalten. Noch 1574 verurteilte man in der Franche-Comté einen aus Lyon gebürtigen jungen Mann, Gilles Garnier, zum Tode. Er war vor dem Generalprokurator der Provinz angezeigt worden, sich in einen Wolf verwandelt und kleine Kinder angefallen, zerrissen und aufgefressen zu haben. Es fanden sich mehrere Zeugen, die ihn kurz zuvor noch in seiner wahren Gestalt als Mensch, bald darauf aber als Werwolf gesehen hatten. Mehrere Mordtaten wurden ihm zur Last gelegt und nach langwierigem Gefängnis unter Anwendung scharfer Tortur alle eingestanden. Das Urteil über den „Werwolf Gilles Garnier" wurde von einem Richter, Dauge, verfaßt und 1574 zu Sens gedruckt.

In dieser merkwürdigen Schrift beweist der gelehrte Richter aus griechischen und römischen Dichtern die Tatsache, daß Menschen in Tiere verwandelt worden seien. Er nennt eine stattliche Reihe von Namen und Begebenheiten, die dafür als „unbezweifelbares Zeugnis" zu gelten haben, und beruft sich auf Thomas von Aquino und andere heilige Väter, die nicht daran zweifelten, daß es möglich sei, sich durch Zauber in einen Werwolf zu verwandeln. Genau und umständlich belehrt Dauge darüber, welche Arten des Zaubers zu solch gefährlicher Verwandlung am dienlichsten sind. Außer dem Bündnis mit dem Bösen müsse man sich mit bestimmten Salben schmieren, die das Wunder bewirkten.

Unseligerweise fand man bei Gilles Garnier, einem jungen Stutzer, allerlei Salbentöpfe, von deren Inhalt er zuerst behauptete, daß sie nichts seien als Badsalben, wie man sie in Paris kaufe. Solche Salben brauchte man in dieser Zeit allerdings nach heißen Bädern. Man schloß, wie die Ärzte damals sagten, nach dem „eröffnenden Schwitzbad" mit dicken Salben die Hautporen, damit nicht „verderbte Luft" in den Körper dränge und die Säfte darin verderbe. Man kannte offenbar in Dole, am Ort der Untersuchung, solche Salben nicht und bestand darauf, daß sie „teuflischer Natur" seien; man könne es

sehen und riechen. Immer wieder kam man besonders auf den Inhalt einer „gar übelriechenden schwarzen Salbe" zurück, von der Garnier anfänglich behauptete, sie sei verdorbene, ranzige Badsalbe, die er noch verwendet habe, um Lederzeug der Pferde damit zu schmieren. Peinlich befragt, mit glühendem Eisen gebrannt, gab er zu, auch diese Salbe sei ein Zaubermittel gleich anderen verdächtigen Stoffen.

Am 18. Januar 1574, nach wochenlanger Haft und wiederholter Folter, wurde Garnier durch seine „verfänglichen Antworten und wiederholten Geständnisse" überführt: Am verwichenen Michaelistage habe er in der Gestalt eines Werwolfs ein zehnjähriges Mädchen mit eigenen Händen, die „wie Pfoten ausgesehen", umgebracht und mit seinen Zähnen gar zerrissen. Das Fleisch von Armen und Schenkeln habe er gefressen, den Rest aber einem Einsiedler bei Armanges gegeben. Im November habe er in gleicher „verzauberter Gestalt" ein Mädchen in den Wald geschleppt, erwürgt und verzehrt. Nach „wohlangebrachtem" Geständnis wurde er weiter für schuldig befunden, zwei zehnjährige Knaben vor dem Tage Sankt Bartholomäus überfallen und zerrissen zu haben.

Die letzte Urteilsformel lautet: „So wird zur Genugtuung gedachter Gilles Garnier, gebürtig aus Lyon, rechtens verurteilt, daß er, rücklings auf einer Schleife sitzend, nach dem Marktplatz dieser Stadt Dole geschleift, daselbst lebendig verbrannt und sein Körper in Asche verwandelt werden soll, die der Henker in alle vier Winde zu zerstreuen hat. Überdem wird er zur Erlegung der Gerichtskosten verdammt, so aus seiner Habe zu bestreiten sind."

Der Henker war noch gehalten, die „teuflischen Salben" an der Richtstätte zu verbrennen. Wenige Wochen darauf kam der eine der „zerissenen und aufgefressenen" Knaben zurück; er war zu fahrenden Leuten entlaufen, weil ihn seine Mutter wegen übler Streiche mit Erschlagen bedrohte. Das hinderte den ehrsamen Richter Dauge nicht, in seiner Schrift zu sagen, daß die Unholde „von Werwölfen, wie männiglich wohlbekannt sei, in der Franche-Comté sehr gemein wären". Ha. Ho.

Übler Empfang mit gutem Ausgang. — Von seinem Vorgänger, der schlecht gewirtschaftet hatte, waren dem schwedischen König Karl XI. schlimme Kronschulden hinterlassen worden, die ihm seine ersten Regierungsjahre um so mehr vergällten, als nicht wenige Verpflichtungen darunter waren, die er schimpflich empfand. Um dem König persönlichen Verdruß zu sparen, machte man den Krongläubigern den Weg zu ihm beschwerlich, bis er, darüber empört, anordnete, jedermann vor ihn zu lassen, um was es sich auch handeln möge.

An einem trüben Wintertage waren schon zehn Kaufleute mit ansehnlichen Forderungen bei ihm gewesen und er wußte kaum mehr, wie er sich mit ihnen abfinden sollte. Verärgert saß er vor dem Kamin, da trat ein neuer Besuch ein, der sich nicht in geziemendem Maße höflich zeigte, als er seine Sache vorbrachte. In übelster Laune vergaß sich der König, griff nach dem großen Schürhaken und jagte den Mann aus dem Zimmer.

Auf dem Schloßhof begegnete dem Abgewiesenen ein Kaufherr seiner Bekanntschaft, der ihn fragte, ob er vom König käme und ob er guter Laune sei. Er erhielt die Antwort: „Sie können es kaum besser treffen; Majestät haben einen neuen Weg entdeckt, ihre Schulden zu tilgen, mich hat er mit Stangeneisen abgefunden.“

Freudig trat der neue Gläubiger vor den König. „Ich hoffe, daß Eure Majestät mir ebenso huldvoll und gnädig sein werden wie meinem Freund; ich bitte untertänigst um gleiche Zahlung.“

Überrascht fragte der König: „Nun, wie sagte er Euch, daß ich ihn bezahlte?“

„Mit Stangeneisen, Eure Majestät.“

Betroffen ließ der König den zuletzt abgefertigten Kaufmann kommen und fand dann einen Weg, der beide zu ihrem Geld brachte. Tho. L.

Kein Geschickter, nur ein Gesandter. — Am Hof Jakobs I. von England erschien ein Franzose von ältestem Adel als Ge-

sandter. Als der König zum ersten Male in engerem Kreise sich mit ihm unterhielt, kam er nicht aus der Überraschung über das sonderbare Benehmen und den erstaunlichen Unsinn, den der Abgesandte Frankreichs ihm zu hören gab. Der König achtete zuletzt kaum mehr auf den Sprecher und ließ ihn deutlich merken, daß er keine Lust habe, ihn weiter reden zu lassen. Der französische Gesandte verabschiedete sich, in seiner Verblendung ohne Erkenntnis des üblen Eindruckes, den er gemacht. Als er gegangen war, fragte der König seinen Kanzler: „Nun, wie gefiel Ihnen dieser Herr, was ist von ihm zu halten?" Der Kanzler sagte: „Er ist groß und sein Aussehen zeigt, daß er aus stattlichem Hause ist." Jakob I. erwiderte: „Das muß wahr sein, was aber halten Sie von seinem Kopf?" Der Kanzler meinte lächelnd: „Gnädigster König, dieser Herr gleicht einem schönen Hause, wo auf dem Boden im obersten Stockwerk nur altes Gerümpel und schäbiger Plunder zu finden ist." Erh. H.

Rasch wie der Blitz, das ist der Witz. — Wiederholt waren für die Armee Friedrichs des Großen scharfe Verbote erlassen worden, die alle Offiziere verwarnten, einen bürgerlichen Rock zu tragen. In Sanssouci hieß es, der König sei nach Berlin gereist. Ein junger Offizier wollte die Gelegenheit nützen und ging mit Freunden in bürgerlicher Kleidung spazieren. Unerwartet stand der König vor den jungen Leuten, sah den Offizier scharf an und fragte: „Wer ist Er?" Aus Unachtsamkeit trug der Leutnant seinen Offiziersdegen, der dem König aufgefallen war. Der Offizier erschrak, raffte sich aber sofort zusammen und sagte: „Ich bin wohl Leutnant, aber nur inkognito hier." Der rasche Einfall gefiel dem König; mit kaum verhehltem Lächeln gab er zurück: „Seh Er nur zu, daß Ihn der König nicht sieht," und ging weiter. Ma. S.

Die Indianerulme in Ohio. — Im Tale des Scioto, in der Nähe von Pickaway bei Cirkleville in dem nordamerikanischen Staate Ohio, steht eine mehrere hundert Jahre alte Ulme, deren Äste sich heute über 45 Meter im Umkreise ausbreiten. Generationen von Indianern und Ansiedlern sah sie kommen und vergehen.

Im Oktober 1915 wurde sie von der Stadt Pickaway angekauft und mit mehreren Morgen Land als Nationalheiligtum der Obhut der Archäologisch-historischen Gesellschaft des Staates Ohio übergeben.

In den Tagen, da die ersten weißen Ansiedler den Indianern die Jagdgründe und Fluren Ohios streitig machten, da die Rothäute noch mit Tomahawk und vergifteten Pfeilen das angestammte Land gegen die eingewanderten Bleichgesichter verteidigten, ist diese Ulme, die noch heute den Namen Logan- oder Indianerulme führt, Zeuge eines historisch denkwürdigen Aktes geworden. Das Gebiet um Pickaway war vor 200 Jahren noch Eigentum der Cayuga- und Mingoindianer, deren Häuptling zur Zeit des Freiheitskampfes der Union gegen das englische Mutterland John Logan war. Obgleich ein Vollblutindianer, kam er den Weißen stets freundlich und voll Vertrauen entgegen. Schändlich wurde es ihm gedankt: die Ansiedler machten im Jahre 1774 fast seine ganze Familie meuchlings nieder. Furchtbare Rache folgte der ruchlosen Tat. Mehrere Monate lang brannten die Indianer unter Logans Führung alle Ansiedlungen der Europäer nieder, töteten Frauen und Kinder, und Logan allein heftete an seinen Gürtel dreißig blutige Skalpe. Durch Regierungstruppen wurden die Indianer schließlich besiegt und mußten um Frieden bitten. Häupter des Stammes begaben sich zum Gouverneur, um ihre Unterwerfung zu erklären.

Nur Logan schloß sich ihnen nicht an und ließ dem Beamten auf seine Frage durch den geschickten Boten melden, er werde ihm den Grund seines Fernbleibens sagen, wenn er sich zu bestimmter Stunde unter der auf einem Hügel stehenden weithin sichtbaren Ulme einfinde. Der Gouverneur kam in Begleitung seiner Offiziere. Logan begrüßte ihn am Stamme der Ulme und hielt folgende Ansprache, die als Beweis für den Charakter des Wilden und als Probe der Beredsamkeit drüben in den Schulen vorgetragen wird und noch heute jedem amerikanischen Gymnasiasten geläufig ist:

„Jeden weißen Mann frage ich, ob er jemals Logans Hütte betreten hat, ohne daß ich ihm Fleisch gab; ob er jemals frierend oder nackt zu mir kam, und ich hätte ihm keine Kleidung gegeben. Während des letzten langen und blutigen Krieges blieb Logan in seinem Zelte als Anwalt des Friedens. Ja, meine Liebe zu den Weißen war so groß, daß die Leute meines eigenen Stammes mit Fingern auf mich deuteten, wenn ich vorüberging, und sagten: ‚Logan ist ein Freund der weißen Männer.' Sogar leben wollte ich unter euch. Aber das Verbrechen eines eurer Männer hat es verhindert. Im vergangenen Frühjahr hat Oberst Cresap, ohne herausgefordert zu sein, alle Verwandten Logans kalten Blutes niedergemetzelt, nicht einmal meine Frauen und Kinder hat er verschont. Jetzt fließt kein Tropfen meines Blutes mehr in irgendeinem menschlichen Wesen. Das rief mich zur Rache auf, und ich habe sie gesucht. Ich habe viele getötet. Ich habe meine Rache befriedigt. Jetzt freue ich mich, daß meinem Lande wieder der Friede leuchtet. Aber glaubt nicht, daß es die Freude der Furcht sei, Logan hat niemals Furcht gekannt. Er wird sich auch nicht zur Flucht wenden, um sein Leben zu retten. Denn wer würde um Logan trauern? Niemand."

Ergriffen von der Schlichtheit und Standhaftigkeit des roten Mannes, reichte der Gouverneur Logan die Hand und bot ihm reiche Geschenke an.

Logan aber nahm nichts für sich, sondern ließ alles unter die durch den Krieg schwer geschädigten Familien seines Stammes verteilen. Leider nahm der stolze Indianer ein unrühmliches Ende; er ergab sich in späteren Jahren dem Trunke und wurde im Jahre 1780 in Detroit von Indianern erschlagen, die er im Rausche beleidigt hatte. In Ohio aber ist sein Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und lebt in vielen zu Sagen und Legenden gewordenen Geschichten im Volke fort.

Friedrich Wencker.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.





„Benefactor" *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion

sofort gerade Haltung ohne Beschwerden u. **erweitert die Brust!**

Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 6.— für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtgefallen Geld zurück!
Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg T. 36.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftlich feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. Bequem im Felde zu benützen, da sehr leicht im Gewicht (1½-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlang. Sie g. Einsend. von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehler **zu heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale"
Arno Hildner, Chemnitz 4.

Oft nachgeahmt aber nie erreicht werden Lupa

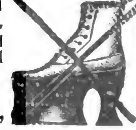
Büstenformer

welche beliebig **regulierbar** sind. Verleihen daher auch d. **schlanksten Dame** schöne **volle Büstenform** ohne jegliche Einlagen. Weiß. Batist M. 4.—, bessere Qual. M. 5.—, mit **Schutzbl.** M. 1.— mehr, mit **Rückenhalter** verleiht **gerade** Haltung M. 8.—. Elast. Brusthalter f. **starke Damen** M. 5.—. **Lupa Korsettersatz, Lupa Hüftformer.** Prospekte kostenlos. Versand gegen Nachnahme **nur direkt** von

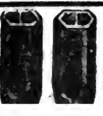
Ludwig Paechtner, Dresden 345

Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.



Grat.-Brosch. senden:
Extension, G. m. b. H., Frankfurt a. M., Eschersheim No. 263.



Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Prospekt über den Gebrauch von **gesetzlich geschützten Gehör-Patronen.** Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Union Deutsch ... in Leipzig

Br

Vo
und

Mit

Gehe

Das
noch nic
voll lod
strahlt

Ro

Willst i
Gehe

Wenn d
gebu

Die Ge
gebu

Das
5

Wär
5

Der b
geb

Die
geb

Die
5

Juger
geb

Haus
geb

DATE DUE			



